Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 20 (1960)

Artikel: 25 Jahre Heimatvereinigung des Wiggertales : 1932-1957
Autor: Greber, Alois
Kapitel: 3: Was hat sie in den 25 Jahren geleistet?
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-718245

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

III. Was hat sie in den 25 Jahren geleistet?

Es ist vollkommen unmöglich, alle, die mehr oder weniger wissenschaftlichen Arbeiten hier zu erwähnen, die die Heimatvereinigung seit ihrer Gründung ausgeführt hat. Gar vieles wurde ja auch im Stillen gewirkt, das in der breiten Oeffentlichkeit nie bekannt wurde und auch nie wird. Wie das sittsame Veilchen im Stillen und Verborgenen blüht, so wirken auch bei uns viele, die nicht an die Oeffentlichkeit zu treten wünschen. Da wir aber schon Rückschau halten wollen auf die 25 Jahre Wirksamkeit der Heimatvereinigung, so wollen wir doch einiges hier erwähnen.

1. Bei den Wanderbauern in Egolzwil 3

Im Frühjahr 1929 war Kirchmeier Achermann aus Egolzwil damit beschäftigt, in seinem Torfland, das zwischen Egolzwil und Wauwil in der Nähe der Bahnlinie liegt, Torf abzustechen. Dabei stieß er auf vier Pfähle, die in der Seekreide drin steckten und bis in den Torf hinauf reichten. Er meldete dies seinem Freunde Anton Graf in Schötz. Der kam unverzüglich auf den Platz, um an Ort und Stelle die verdächtigen Pfähle und ihre Umgebung zu untersuchen. Trotz größter Sorgfalt konnte er aber nichts feststellen, was auf eine urgeschichtliche Siedlung hindeutete. Von einer Kulturschicht zeigte sich weder im Torf noch zwischen Torf und Seekreide eine Spur. Das verdroß ihn aber nicht. Er entwarf einen Plan des Geländes und zeichnete die vier Pfähle ein. Im Sommer 1930 trafen die Torfstecher wieder auf 13 und im folgenden Herbst abermals auf 24 Pfähle. Alle zeichnete Graf in seinen Plan ein. Neben ganzen Pfählen waren auch einige Hälblinge und Vierlinge vertreten. Ihr Durchmesser variierte zwischen 6 und 14 cm. Nun kam Graf das Ganze doch etwas verdächtig vor. Er grub mehrere Sondierlöcher bis tief in die Seekreide hinunter. Dabei machte er Feststellungen, deren Tragweite er aber nicht erfaßte. Er schrieb in seinem Bericht an die Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte: «Auf 70 cm Tiefe durchzieht eine dunkle, dünne Schicht von 1—2 cm Mächtigkeit in horizontaler Lage die Seekreide.» Heute wissen wir, daß diese dunkle Schicht in der Seekreide die auslaufende Kulturschicht einer Siedlung war.

Indessen begannen im Sommer 1932 die großen Ausgrabungen in Egolzwil 2 und es wurde im gleichen Herbst unsere Heimatvereinigung gegründet. Dies alles erfüllte unseren Freund Graf mit neuer Tatkraft. Nun hatte er Freunde, die ihn unterstützten. Als im Spätherbst 1932 Achermann beim Torfstechen auf die Ueberreste eines Einbaumes stieß, fuhren wir mit einem Lieferungswagen und einigen Freunden nach Egolzwil, um den Einbaum zu heben. Bei uns befand sich auch der unvergeßliche Freund Friedrich Kneubühler von Schötz, der immer mit Freude und großer Liebe bei den Forschungen mitmachte. Er, den gewaltiger Tatendrang bald darauf in die Ferne trieb, hing mit allen Fasern seines Herzens an der Heimat, und darum war er sofort bereit, mit uns die vermutete Siedlung in Egolzwil zu suchen. Heute ruht der liebe Freund fern der Heimat in Australiens Erde. Seiner gedenken wir immer, wenn wir übers Moos wandern.

Es zeigte sich damals bald, daß nicht mehr der ganze Einbaum vorhanden war, sondern nur ein etwa 1 m langes Stück, wahrscheinlich eine Hälfte der Kahnspitze. Das Stück war sehr sauber gearbeitet. Die Bodendicke betrug 4 bis 4,5 cm und keilte im aufstrebenden Seitenrand bis auf 1,5 cm aus. Ein flachgedrücktes Holzstück, das dabei lag und wohl vom gleichen Einbaum stammte, reichte noch tief in die Torfwand hinein und konnte nicht näher untersucht werden. Hans Härry aus Seengen, der bekannte Pollenanalytiker[1]), untersuchte die Bodenproben, die wir ihm sandten und stellte fest, daß der Einbaum aus dem Ende der Bronzezeit oder dem Anfang der Hallstattzeit stammen müsse[2]).

In der gleichen Torfwand, aber etwa 25 m weiter seewärts vom Kahn entfernt, traten mit Kammstrichen verzierte Topfscherben zu Tage, die von Fachgelehrten sicher als latènezeitlich erkannt wurden.

Nachdem Einbaum, Topfscherben und die zugehörigen Torfproben dem Boden entnommen waren, mußte auch das Rätsel gelöst werden, das die vielen Pfähle noch umgab. Immer tiefer in die Seekreide hinunter drangen die Schaufeln und hoben sich wieder. Nichts als Seekreide! Da, plötzlich drang die Schaufel durch eine dunkle Schicht, langsam hob sie sich — und uns blickte eine Topfscherbe mit Henkelansatz entgegen. Weitere Schaufeln brachten Feuersteinsplitter und andere Kulturzeugen zutage. Ein neuer urgeschichtlicher Wohnplatz war entdeckt worden, der dritte in der Gemeinde Egolzwil; er erhielt daher den Namen Egolzwil 3[3]). Welche Freude erfüllte unsere Herzen.

Im Mai 1933 hoben wir dann hier einen 7 m langen und 1 m breiten Sondiergraben aus. Die Kulturschicht war hier mit 100 bis 110 cm Seekreide und zum Teil noch mit 2 m Torf zugedeckt. Unter der Kulturschicht lag ebenfalls Seekreide von unbestimmter Tiefe. Die Kulturschicht war also ganz in Seekreide eingebettet. Sie enthielt viel Baumrinde und Kleinholz. Gefunden wurden: 1 Klingenschaber, Feuersteinabsplisse, 1 ova-

les, spitznackiges Steinbeil, 1 defektes Steinbeil, 1 defekter Steinmeißel, 1 angesägter Stein, 1 Mühle samt Läufer, Schleifsteine, 1 Topfscherbe mit schmalem Henkel, 3 Scherben mit flachbreiten Henkeln, die Scherben eines Gefäßes von 15 cm Durchmesser und 16 cm Höhe, mit seitlichen Knubben am Rande, welche je drei Schnurlöcher aufwiesen. Sodann fanden wir auch Knochen, aber kein Hirschhorn. Besondere Freude bereiteten uns die drei vollständig erhaltenen Steinbeilschäfte aus Eschenholz.

Im Abstand von 5 m zu 5 m gruben wir ein Netz von Sondierlöchern im ganzen Siedlungsgebiet. Dabei konnten wir vorläufig feststellen, daß die Breite der Siedlung ungefähr 40 m betrug. In der Länge konnten wir die Kulturschicht nur auf etwa 50 m verfolgen, da sie im östlichen Teil ungefähr 3 m unter der Grasnarbe lag. Spätere Sondierungen zeigten dann eine Länge der Siedlung von ungefähr 150 m. Die Kulturschicht war von 70 cm bis 175 cm Seekreide überlagert. Ueber dieser lag zum Teil ein Torfstock von 2 m Mächtigkeit. Am Rande war die Kulturschicht etwa noch 3 cm, in der Mitte 66 cm dick.

Damit war also eine neue Siedlung der Urmenschen gefunden, die sich durch besonders feine Keramik auszeichnete. Ohne Zweifel gehörte sie zur älteren Cortaillodkultur[4]). Da man sofort feststellen konnte, daß diese Siedlung nur in einer Kulturperiode bewohnt war, verfolgten die Gelehrten die Arbeit mit größtem Interesse. Gerne hätte man größere Teile der Siedlung schon damals freigelegt, doch allzu große Schwierigkeiten verhinderten das. Eine Ausgrabung erwies sich zudem im Unterschied zu Egolzwil 2 als noch nicht notwendig, da die Kulturreste noch tief in der feuchten Seekreide ruhten, also nicht austrocknen und auch nicht von frevler Menschenhand zerstört werden konnten. Man beschloß also, die Geheimnisse vorläufig noch im dunklen Schoß der Erde ruhen zu lassen. Für die junge Heimatvereinigung aber bedeutete diese Entdeckung einen großen Erfolg, und die exakte Arbeit sicherte ihr die Hochachtung der Fachgelehrten.

Dachte man also 1933 daran, diesen Pfahlbau Egolzwil 3 noch für längere Zeit unberührt zu lassen, so kam es bald anders. 1939 brach der unselige Krieg über Europa und gar bald über die ganze Welt herein. Blieb unser Land auch verschont von den furchtbaren Zerstörungen der blind wütenden Kriegsfurien, so gingen sie doch nicht spurlos an uns vorbei. Die Nahrungsmitteleinfuhr wurde stark gedrosselt und eine strenge Rationierung sorgte für die gleichmäßige und gerechte Verteilung des Vorhandenen. Konnte man von draußen nicht mehr genügend Lebensmittel hinein bringen in unser Land, so mußte nun unser lieber Heimatboden sein Möglichstes hergeben. Und in der schweren Zeit hat er treu zu uns gehalten und reichlich Nahrung geliefert. Jedes Plätzchen aber mußte herhalten und wurde bebaut. Ein ungeheurer Landhunger herrschte. So wurden Sümpfe trockengelegt, Wälder gerodet, und bald wogten da, wo früher öde Streuefelder sich ausdehnten oder mächtige Wälder sich in die Höhe reckten,

prächtige Getreidefelder im Winde. So mußte auch das Wauwilermoos herhalten. Immer weiter voran trieb man die Trockenlegung.

Und schon erhoben sich, erst leise und zaghaft, dann immer lauter die Stimmen, die verlangten, daß die noch im Schosse des Wauwilermooses ruhenden Siedlungen aus grauer Vorzeit erforscht werden sollten, bevor sie ganz austrocknen und zerfallen würden. Die Heimatvereinigung des Wiggertales als Hüterin der Kulturgüter unserer Heimat wurde immer dringender aufgefordert, etwas zu unternehmen. Die Austrocknung konnte nicht gestoppt werden, das zeigte sich vor allem als die Luzerner Strafanstalt ins Wauwilermoos verlegt wurde. Also blieb nur noch das eine, die möglichst rasche Untersuchung der bekannten Siedlungen. Es war vor allem der leider allzu früh von uns geschiedene Prof. Dr. Hermann Gamma aus Luzern, der uns aufmunterte, die nötigen Schritte zu unternehmen, um die Forschungen wieder aufleben zu lassen. Er unterstützte uns immer wieder mit Rat und Tat.

So gingen wir denn 1950 an die Arbeit. Von allem Anfang an aber waren wir entschlossen, die Forschungen nur in Angriff zu nehmen, wenn uns tüchtige Helfer zur Verfügung standen. So gelangten wir denn an Prof. Dr. E. Vogt, Konservator am Landesmuseum, den wohl bekanntesten und versiertesten Urgeschichtsforscher unseres Landes. Nachdem die Direktion des Landesmuseum ihre Zustimmung erteilt hatte, erklärte sich der Angefragte bereit, die Leitung der geplanten Grabungen zu übernehmen. Er suchte selber auch tüchtige Mitarbeiter, so für die Pollenanalyse J. Troels-Smith vom Moselaboratorium des Nationalmuseums in Kopenhagen und für die Jahrringchronologie und Holzanalyse Prof. Dr. B. Huber vom Forstbotanischen Institut in München.

So war der wissenschaftliche Erfolg gesichert. Die Heimatvereinigung des Wiggertales stellte vorerst 1000 Franken zur Verfügung, sodann sicherte auch die Kantonsregierung ihre finanzielle Unterstützung zu, ebenso einige wissenschaftliche Stiftungen und Gesellschaften. Und damit war nun auch die finanzielle Frage gelöst.

Am 20. September 1950 begannen die Arbeiten in der Siedlung Egolzwil 3. Mit einem Bagger wurden auf einer Fläche von 55 m Länge und 8 m Breite der Humus und die, die Kulturschicht überlagernde Seekreide ausgehoben, was etwa 3 Tage in Anspruch nahm und von der Strafanstalt Wauwilermoos reibungslos durchgeführt wurde, dank der vorzüglichen Leitung durch Verwalter P. Oswald. Nachher wurde in mühevoller, aber dankbarer Handarbeit die Kulturschicht[5]) freigelegt und alsdann untersucht. Beendigt wurde die erste Etappe der Grabung am 31. Oktober 1950.

Im Herbst 1952 wurde die Grabung fortgesetzt. Die Fläche, die abgedeckt wurde, war etwas kleiner als 1950. Diesmal wurde nur die Humusschicht mit dem Bagger abgetragen. Die Seekreide schaffte man mit einem von der Glashütte Wauwil zur Verfügung gestellten Förderband weg. So

war es möglich, auch die bis in die Seekreide hinauf ragenden Pfahlköpfe einwandfrei zu beobachten.

1950 arbeiteten neben einigen Angestellten auch mehrere Lehrer als freiwillige Hilfskräfte mit. Der Leiter, Prof. Dr. E. Vogt, wurde tatkräftig unterstützt von Franz Brandenberg vom Landesmuseum. Während der Grabung weilte J. Troels-Smith aus Kopenhagen mehrere Tage bei uns und entnahm dem Boden Proben für die Pollenanalyse.

1952 verzichtete man auf freiwillige Hilfskräfte. Da sich nun auch das Landesmuseum finanziell an der Grabung beteiligte, war es möglich, eine genügende Anzahl Arbeiter anzustellen. Auch Studenten machten mit, die bei Prof. Dr. E. Vogt die Vorlesungen besuchten. Die Baugeschäfte A. Macchi AG, Schötz, Wüest & Cie., Nebikon, und K. Willi & Cie., Ettiswil, stellten sowohl 1950 wie 1952 zum Teil gratis, zum Teil zu sehr günstigen Bedingungen Baumaschinen, Grabungs- und Hilfsmaterial zur Verfügung. J. Troels-Smith und sein Assistent Svend Joergensen entnahmen auch 1952 dem Boden wieder fleißig Proben. Auch Prof. Dr. Huber aus München weilte einige Tage bei uns. Nach der Grabung sandten wir ihm 11 Kisten mit Holzproben für die Jahrringuntersuchungen. Fachlehrer B. Stüssi vom botanischen Garten der Universität Zürich analysierte anhand einiger Proben die genaue Zusammensetzung der Kulturschicht.

1950 zeichnete Prof. Dr. E. Vogt alle Pläne selbst. 1952 wurde diese Arbeit einem Zeichner übertragen. Dadurch erhielt der Leiter vermehrt Zeit zur eingehenden Untersuchung der Kulturschicht. Photographiert wurde 1950 von Prof. Dr. E. Vogt und 1952 von W. Kramer vom Landesmuseum.

Die vielen Holzgeräte, die zu Tage traten — 1950 allein über 30 Steinbeilschäfte — wurden alle im Landesmuseum konserviert. Auch die Keramik wurde soweit möglich im Landesmuseum ergänzt und zusammengesetzt und zwar in verdankenswerter Weise auf Rechnung des Landesmuseums.

Die Funde aus beiden Grabungen wurden zwischen dem Landesmuseum und dem Kanton Luzern in friedlicher Art und Weise geteilt. Ohne Mithilfe des Landesmuseums wäre ja die Weiterführung der Grabungen niemals möglich gewesen, so wären also auch die Funde im Boden geblieben und auch die wissenschaftlichen Resultate wären noch nicht oder vielleicht nie mehr erkannt worden. Darum beschloß die Regierung des Kantons Luzern in Anerkennung der großen Verdienste des Landesmuseums um die Erforschung des Wauwilermooses, diesem die gewünschten Funde als Eigentum zu überlassen.

Und nun kurz etwas über die Resultate der beiden Grabungen in Egolzwil 3. Sie werden sicher als zwei der wichtigsten in die Urgeschichtsforschung eingehen. Wir wissen, daß seit der Entdeckung der ersten Pfahlbauten im Jahre 1854 die Gelehrten sich über die Frage streiten, ob diese Bauten einst auf Pfählen über dem Wasser standen oder auf dem trockenen

Boden. Für beide Behauptungen wurden «hieb- und stichfeste» Beweise ins Feld geführt. So blieb der Streit bis heute unentschieden. In Egolzwil 3 wurden nun aber Tatsachen festgestellt, die die Theorie des Wasserbaues hart ins Schwanken bringen. Und gerade in Egolzwil 3 erwartete man sichere Feststellungen, die für den Wasserbau sprechen würden. War doch da die Kulturschicht ganz von Seekreide umgeben, also ein klarer Beweis dafür, daß die Siedlung im Wasser stand. Und siehe da, dem Sperberauge des Forschers zeigten sich Dinge, die eindeutig für den Landbau zeugten. Um auch unseren Lesern Einblick in die Vielfalt dieser Probleme zu geben, wollen wir in aller Kürze hier auf einige eintreten. Wer diese eingehend studieren möchte, der greife zur einschlägigen Literatur[6]).

Wer schon je einmal Ausgrabungen in sogenannten Pfahlbauten gesehen hat, der erinnert sich an die vielen Pfähle, die er dort sah. Wofür mögen diese einst gedient haben? wird er sich da gwunderig gefragt haben. Diese Frage stellten sich immer auch die Forscher. Und meistens kamen sie zum Schluß, daß diese Pfähle einst die Häuser trugen. Man stellte sich das so vor: Die Neolithiker trieben Pfähle in den Seeboden. Auf diese Pfähle legten sie einen Balkenrost und auf diesen stellten sie das Haus oder die Häuser. Daß die Neolithiker die Häuser nicht auf Pfähle, sondern auf den Boden bauten, also auf dem gewachsenen Boden wohnten, das schien den Verfechtern der Pfahlbautheorie nicht glaubhaft, ja total unmöglich. Die vielen Pfähle hätten ja in diesem Fall in den Wohnraum hineingeragt, hätten also die Menschen überall behindert, ja hätten das Wohnen überhaupt unmöglich gemacht. So sagte einst ein Forscher: «In solchen Räumen konnten ja nur Schlangenmenschen schlafen.» So standen sich also seit jeher diese zwei Theorien gegenüber. Welche war oder ist richtig?

Genaueste Beobachtungen in Egolzwil 3 haben dieses scheinbar unlösbare Problem geklärt. Man hat zwar schon bei anderen Grabungen ähnliche Feststellungen gemacht wie in Egolzwil 3, man konnte diese aber noch nicht so einwandfrei deuten.

Wohl die meisten Pfähle waren ehemals First- und Wandträger. Daneben werden viele auch noch als Träger und Bestandteile von Gestellen oder andern Einrichtungen gedient haben. Dort, wo die Pfähle aus dem feuchten Boden heraus ragten, faulten sie rasch. Man mußte sie ersetzen. Ausreißen konnte man sie nicht mehr, also schnitt man sie unter der Bodenoberfläche ab und stellte neue Pfähle daneben. Wohl wurden dann und wann alte Häuser überhaupt abgerissen und neue erstellt. Auch hier wurden die Pfähle sicher dicht unter der Bodenoberfläche abgeschnitten. Die neuen Häuser wurden dann vielleicht größer oder nicht mehr am genau gleichen Ort oder nicht mehr in der gleichen Richtung erstellt. Neue Pfähle mußten in den Boden eingetrieben werden. Solche Erneuerungen wurden vielleicht nicht nur einmal, sondern höchst wahrscheinlich mehrmals vorgenommen. So wurde mit der Zeit die Zahl der Pfahlenden, die bis unter die Ober-

fläche der Kulturschicht reichten, immer größer. Das störte aber dazumal nicht, da sie ja alle im Boden drin verborgen waren.

Ja, aber wer beweist denn, daß diese Pfähle zur Zeit der Besiedlung die Kulturschicht nicht überragten. Da hat Egolzwil 3 einen einfachen, aber eindeutigen Beweis erbracht. Die Tafel 1 zeigt uns zwei Pfähle, wie sie bei der Grabung 1952 zum Vorschein kamen. Im Profil sehen wir ganz unten die dunkle Kulturschicht und oben eine Schicht Humus. Zwischen drin lagert die Seekreide. Die oberen Pfahlenden, die jetzt in der Seekreide stekken, sind stark verwittert und dunkel gefärbt. Diese dunkle Färbung stammt nicht etwa von einem Brand her. Es sind Spuren der Verwitterung. In der hellen Seekreide drin, wo diese verwitterten Stellen nun stecken, können sie nicht so geworden sein. Das konnte nur in der Kulturschicht geschehen. So müssen also diese Enden sich einst in der weiter unten liegenden Kulturschicht befunden haben. Und das stimmt sicher.

In der Urzeit schwankte der Wasserstand der Seen sehr stark. Zur Zeit der Besiedlung von Egolzwil 3 stand das Wasser tief. Später stieg es wieder an. Vielleicht mußte gerade deswegen Egolzwil 3 geräumt werden. Die Wasser überfluteten die Kulturschicht, das heißt, alles, was die Menschen zurückgelassen hatten. Es bildete sich über den Ueberbleibseln von Egolzwil 3 wieder Seekreide und später Torf. Das Gewicht dieser beiden Schichten wurde ganz gewaltig. Diese Last preßte alle Schichten über der Grundmoräne zusammen. So sank die Kulturschicht immer tiefer hinunter. Die senkrechten Pfähle folgten dieser Bewegung nicht oder nur zu einem kleinen Teil. Sie stießen vielmehr durch die weichen Schichten der Seekreide hinauf, oder die Seekreide glitt an ihnen hinunter. Dies zeigen deutlich die aufstehenden Schichten am linken Pfahl auf dem erwähnten Bild. Beim rechten Pfahl rutschte bei dieser Bewegung das abgebrochene obere Ende neben den Pfahl und preßte sich im Hinuntergleiten in den Pfahl ein. Andere Pfähle, die nicht nach oben durchstoßen konnten, weil dort eine harte Schicht lag und die auch nicht nach unten ausweichen konnten, wurden zum Teil mehrfach geknickt. Die gleiche Beobachtung hat man auch schon bei andern Grabungen gemacht. Das beweist doch eindeutig, daß das Niveau der Kulturschicht, wie wir sie heute antreffen, nicht dem Niveau des ehemaligen Wohnhorizontes entspricht. Letzterer war sicher viel höher, zum mindesten dort, wo die verwitterten Pfahlenden sich heute befinden. So ragten also zur Zeit der Besiedlung sicher nicht alle Pfähle über die Kulturschicht hinaus, sondern nur in diese hinein, waren also auf der Wohnfläche nicht zu sehen. Erst viel später drangen sie durch die Schichten hinauf, als das darüberlagernde Gewicht diese Schichten zusammenpreßte. Daß die Pfähle nicht alle miteinander eingeschlagen wurden, das zeigt auch die Jahrringforschung durch Prof. Dr. Huber, München. Anhand dieser Jahrringe hat er festgestellt, daß die Waldbäume nicht zur gleichen Zeit gefällt wurden. So konnte er zum Beispiel nachweisen, daß 38 Eschen im gleichen Jahre gefällt wurden.

Stellen wir noch in Rechnung, daß die Pfähle nicht unbedingt im Fälljahr gebraucht, sondern gelagert wurden, dann ergibt sich eindeutig das Bild, daß nicht alle Pfähle gleichzeitig in den Boden kamen, sondern daß diese im Laufe der ganzen Besiedlung in den Grund getrieben wurden. Damit verringert sich die Zahl der jeweils im Gebrauch stehenden Pfähle sehr stark und diese waren sicher nicht mehr stark genug, die gewaltige Last der Häuser zu tragen. Vielleicht gelingt es einmal der Wissenschaft, sogar genau festzulegen, welche Pfähle zur gleichen Zeit eingetrieben worden sind. Bis dahin aber müssen wir uns mit der nun eindeutig bewiesenen Tatsache abfinden, daß ursprünglich nicht so viele Pfähle standen wie heute die Kulturschicht überragen. Diese kamen erst im Laufe der Zeit in den Boden und drangen erst später wieder durch die Kulturschicht hinauf.

Prof. Dr. Huber aus München untersuchte von der Grabung des Jahres 1952 335 Proben von vorgefundenen Pfählen und bestimmte folgende Holzarten: 174 Pfähle von Eschen, 71 von Eichen, 30 von Erlen, 17 von Ahornen, 14 von Haseln, 14 von Ulmen, 6 von Pappeln, 4 von Weiden, 2 von Birken, 2 von Vogelbeeren und 1 von Rotbuche. Das Alter der Pfähle variierte zwischen 10 und 80 Jahren.

Ebenso zahlreich wie stehende Pfähle trat auch liegendes Holz zutage. Dabei waren sowohl Rundhölzer wie Bretter und Stangen und Spältlinge. Viele Rundhölzer und Stangen erwiesen sich bald als umgestürzte Pfähle.

Die Siedlung brannte beim Verlassen nicht ab und wurde wohl auch nicht niedergerissen, als sie verlassen werden mußte. Wahrscheinlich stieg das Wasser und die Menschen zogen aus. Was noch Wertvolles da war und nicht im tiefen Schmutz drin steckte, das wurde mitgenommen. Das andere überließ man dem Schicksal.

Einige Bauten stürzten wohl bald zusammen, andere blieben länger stehen oder auch nur Teile von ihnen trotzten noch längere Zeit den Angriffen der Natur. So stürzte also wohl erst nach und nach alles kreuz und quer übereinander. Heute aus der Lage der Hölzer irgend etwas Planmäßiges herauslesen zu wollen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Bearbeitete Bauteile sind keine dabei. Einige Gabelpfähle scheinen ehemals als Dachträger gedient zu haben.

Je nachdem diese Hölzer unmittelbar auf der Kulturschicht liegen oder durch eine mehr oder weniger dicke Schicht Seekreide von ihr getrennt sind, kann man feststellen, welche Hölzer bald und welche erst später einstürzten, nachdem sich über der Kulturschicht bereits Seekreide gebildet hatte. Wäre die Siedlung über dem Wasser auf einem Holzrost gestanden, dann müßten auch noch Teile dieses Holzbodens sich zeigen. Sind eventuell diese liegenden Hölzer, die über und in der Kulturschicht zum Vorschein kamen, Ueberbleibsel dieses Rostes? Dann müßten beim Einsturz die Kulturschicht und der faulende Holzboden durcheinander geraten sein und unsern Augen

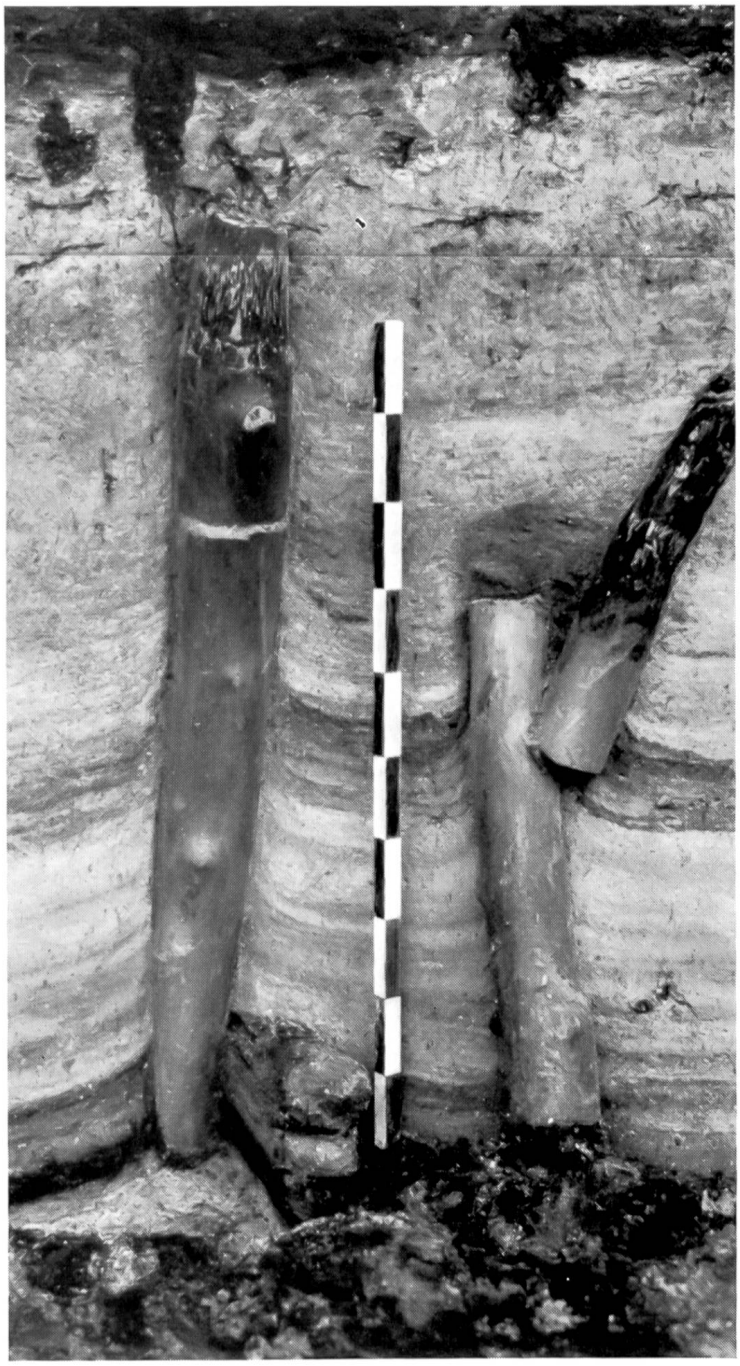
müßte sich demnach ein arges Durcheinander von all diesen Sachen zeigen. Dies ist aber nicht der Fall. Wie wir nachher noch sehen werden, kann anhand von verschiedenen Tatsachen einwandfrei nachgewiesen werden, daß die Kulturschicht nicht verstürzt ist, sondern sich noch intakt vorfindet und sicher noch dort liegt, wo sie entstand. Die vorgefundenen liegenden Hölzer gehörten also niemals zu einem tragenden Holzrost. Die Ueberreste eines solchen Holzbodens müßten sich unter der Kulturschicht zeigen. Aber da war keine Spur von diesen zu finden. Sind sie vom Wasser weggespült worden? Das wird wohl niemand behaupten. Wahrscheinlich hätte das Wasser vorerst die leichten Sachen fortgeschwemmt, bevor es die schweren Tragbalken weggetragen hätte. Es war also sicher kein tragender Holzboden unter der Kulturschicht, das bedeutet, daß die Siedlung nicht über dem Wasser stand, sondern auf dem mehr oder weniger trockenen Boden.

Sobald man bei den Grabungen in die Kulturschicht eindrang, war man überrascht von den vielen Rindenstücken, die man antraf. Zuoberst war die Rinde ziemlich stark verwittert. Je tiefer man aber in die Kulturschicht eindrang, umso besser waren die Rindenstücke erhalten. Bald war es möglich ganzen Rindenbahnen freizulegen (Tafel 2). Es fanden sich Stücke bis zu 3 m Länge und ansehnlicher Breite. Es war einfach, festzustellen, daß diese Rindenstücke einst nicht wahllos hingeworfen worden waren. Sie waren also kaum Abfallstücke von irgendwelcher Beschäftigung, sonst wären sie ja zusammengerollt oder kreuz und quer durcheinander gelegen. Fast alle lagen mit der Innenseite nach unten, was ein Zusammenrollen verunmöglichte. Es fanden sich sozusagen keine verkrümmten, verdrehten oder sonstwie unregelmäßig gelagerten Stücke. Meist fanden sich eine Anzahl Rindenschichten übereinander. Auch in den Herdstellen drin fanden sich sogar solche. An einer Stelle konnten 15 Schichten übereinander festgestellt werden. Bald war klar, daß die Siedler in Egolzwil 3 diese Rinden absichtlich auf den Boden gelegt hatten und zwar als Isolationsmittel gegen die Bodenfeuchtigkeit. Rinde ist das beste uns von der Natur zur Verfügung gestellte Isolationsmittel. Wir müssen uns vorstellen, daß die Strandplatte, auf der das Dörfchen erbaut wurde, immerhin noch beträchtliche Bodenfeuchtigkeit enthielt. Zudem war bei Regenwetter die Oberfläche der Seekreide ziemlich glitschig. Genaue Beobachtungen konnten zwar eindeutig feststellen, daß die Bodenfläche schon vor der Besiedlung bewachsen war. Auf diese dünne Pflanzendecke legten nun die Leute Rindenbahnen und erhielten so einen einigermaßen festen Boden, auf dem sie bei schönem und schlechtem Wetter gehen konnten.

Wahrscheinlich war das ganze Wohnareal, sowohl das Innere der Häuser wie die Zwischenräume und freien Plätze mit diesen Rinden gegen die Bodenfeuchtigkeit abgedichtet. Wo man viel durchging, wurden die Rinden stark abgenutzt, da legte man neue Schichten auf. So entstanden immer höhere Isolierschichten.

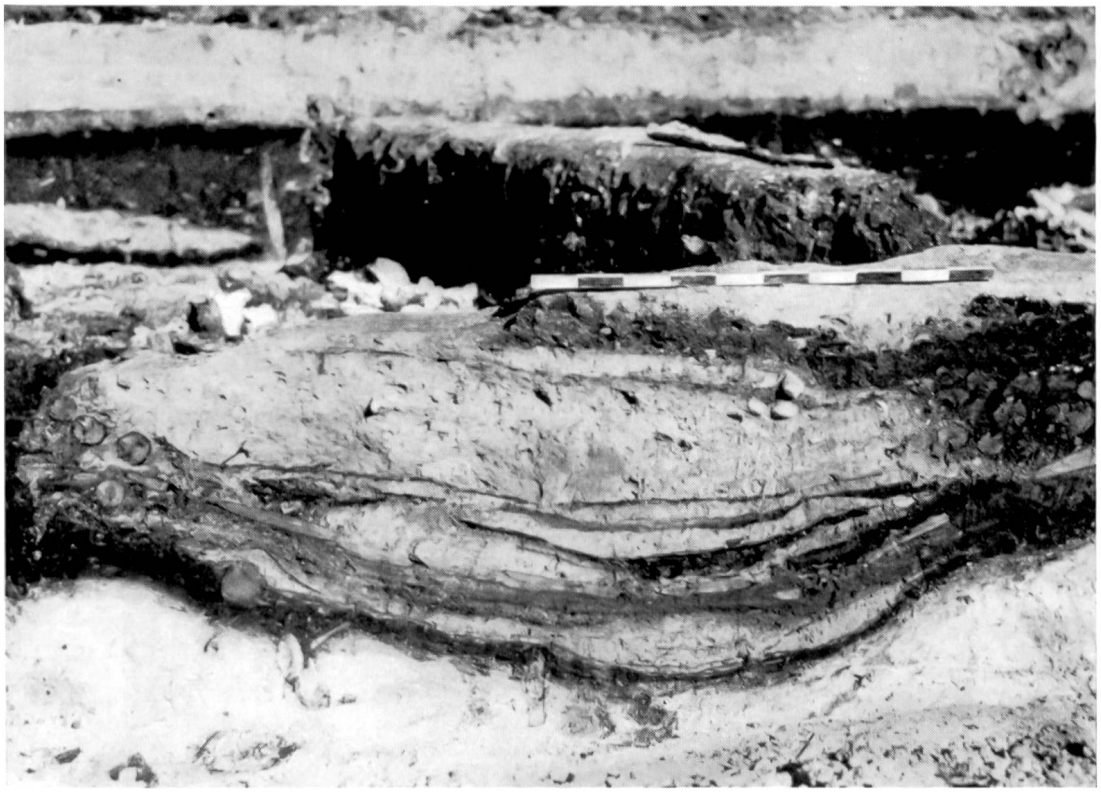
Diese Rinden liefern auch einen klaren Beweis für ebenerdige Wohnbauten. Die Rinden lagen so schön da, daß sie ohne Zweifel ursprünglich schon hierher gelegt worden waren. Wären sie auch auf dem Balkenrost über dem Wasser gelegen, so wären sie beim Einsturz der Plattform nie so schön regelmäßig in die Tiefe geglitten. Nein, die Rinden lagen bei der Grabung noch dort, wo sie ehemals der Mensch hingelegt hat. Und der Mensch legte sie dorthin, wo er wohnen wollte, also auf den schwach bewachsenen Seekreideboden. Nach Prof. Dr. Huber wurden Rinden von folgenden Bäumen verwendet: Erle oder Hasel, Eiche, Birke, Linde.

Einen ähnlichen Beweis ergaben die Herdstellen. Sobald man in die Kulturschicht eindrang, fielen kleine Lehmhügelchen auf. Beim Abbau zeigte es sich, daß sie aus zähem, grünem bis gelbbraunem Ton bestanden. Dieser Ton war ortsfremd, war also von irgendwoher herbeigeschafft worden. Er war oft mit Steinen und kiesigem Material vermischt. Die Lehmhügelchen waren von einzelnen Rindenschichten durchzogen, ja, auch Kulturschicht war in ihnen zu finden (Tafel 3). Holzkohle und Asche, die neben und in diesen Lehmhügeln gefunden wurden, zeigten bald, daß es sich hier um Herdstellen handelte. Wo man Herdstellen in der Siedlung haben wollte, da legte man eine Lehmschicht auf den isolierenden Rindenboden. Da der Baugrund noch verhältnismäßig weich war, drückte das Gewicht des Lehms bald eine Vertiefung in diesen. Man mußte neuen Lehm aufschütten, damit die Höhe des Herdes wieder der Umgebung angepaßt wurde. Auf den alten Lehm legte man zum Teil wieder eine Schicht Rindenstücke, damit diese die Feuerstelle möglichst gut gegen die aufsteigende Feuchtigkeit abschirmte. Und auf die Rinde kam der neue Lehm. Bei längerem Gebrauche wurden diese Herdstellen sicher auch schmutzig und unansehnlich, es breitete sich eben die Kulturschicht über sie aus. Diese blieb dann zwischen der alten und der neuen Aufschüttung liegen. So wurde die Herdstelle immer höher, wie natürlich auch der Boden ringsum. Immer größer wurde auch das Gewicht des Lehms, so daß er immer mehr in den Boden versank. Der Mensch suchte das Einsinken teilweise zu verhüten, indem er Balken in den Lehm einbettete. Aber das nützte nicht viel. Die Herdstellen sanken weiter ein, wahrscheinlich langsamer. Sie brachten so die ursprünglich sicher wagrechten Balken in eine schiefe Lage. Die Schichten blieben aber immer genau in der ursprünglichen Lage. Es wurden keine verschobenen oder zerfallenen Herdstellen gefunden. Und nun stelle man sich wieder vor, diese Herdstellen wären auf einem auf Pfählen ruhenden Prügelboden gelegen. Der Prügelboden soll vom Wasser weggeschwemmt worden sein und die Herdstellen glitten nachher fein säuberlich, daß ja nichts verschoben wurde, in die Tiefe. Nein, die Herdstellen liegen sicher heute noch dort, wo sie der Mensch hingelegt hat, nämlich auf dem Boden, und zwar auf dem Boden, auf dem er selber gewohnt hat. Man stelle sich übrigens auch das Mißverhältnis vor zwischen



Tafel 1. Schichtprofil aus der Siedlung Egolzwil 3. Unten ist die dunkle Kulturschicht ersichtlich, oben der Humus, dazwischen die Seekreide. Den Pfählen entlang sind die Zeichen der Schichtsetzung deutlich erkenntlich. Der rechte Pfahl brach und das obere Stück wurde durch die Schichtpressung seitlich und nach unten verschoben und sogar in den andern Pfahlteil eingepreßt. Vergleiche Seite 29.

Tafel 2. Auf der Oberfläche der Seekreide ausgebreitete Rindenstücke in der Ufersiedlung Egolzwil 3, die als isolierender Fußboden dienten. Die hier sichtbaren Lükken im Rindenboden waren bei der Freilegung der Siedlung noch mit Rinde ausgefüllt. Diese war aber so brüchig und zerfallen, daß sie nicht mehr herauspräpariert werden konnte. Vergleiche Seite 31.



Tafel 3. Schnitt durch eine Herdstelle in der Siedlung Egolzwil 4. Grabung 1954. Die Herdstelle war von Anfang an geplant. Deutlich sichtbar sind die verschiedenen Schichten. Auf dünnem Torf liegt Lehm. Darauf liegt ein «Rost» von Haselstecken, dann folgt eine Rindenschicht, dann wieder Lehm. Das war die erste Herdplatte. Später wurden auf den beschmutzten Lehm Rinden aufgelegt, dann wieder Lehm. So erreichte die Herdstelle schließlich die Mächtigkeit von einem Meter. Tafel 10 zeigt die gleiche Herdstelle von oben gesehen. Vergleiche Seite 32.

Tafel 4. Ausschnitt aus dem Dorfzaun in Egolzwil 3. Grabung 1952. Sichtbar sind einige Pfahlstümpfe, abgestürzte Stangen und Bretter und eine dünne Traggabel. Vergleiche Seite 33.

dem gewaltigen Gewicht des Lehms und den verhältnismäßig schwachen Pfählen.

Wenn man eine Siedlung erforschen will, dann möchte man, wenn immer möglich, das ganze Areal freilegen. Freudig begrüßt man daher immer etwelche Umzäunungen. In Egolzwil 3 zeigte sich schon sehr bald ein recht schöner Dorfhag. Auf der Nordseite fand man eine Reihe Pfähle im Abstand von ungefähr 1,50 m voneinander. Es waren fast ausschließlich Eichenpfähle. Auf der Südseite dieser Pfähle, also gegen das Dörfchen hin, lagen Stangen und Bretter. Die Erklärung für diesen Befund war bald gegeben. Es waren die Ueberreste des Dorfhages. Solche Zäune sieht man heute noch bei jedem Bauernhof. Oben an den ehemals stehenden Pfählen waren die Stangen und Bretter befestigt gewesen. Auch auf der Südseite des Dorfes konnte der Hag festgestellt werden. Der ganze Hag schloß also das Dorfareal nach außen hin ab.

Wozu erstellten die Siedler einst diesen Zaun? Sicher war er kein Verteidigungswerk und sicher auch kein Wellenbrecher. Er war einfach ein Dorfzaun, der von allem Anfang an das Gebiet des Dorfes abschloß. Vielleicht konnte das Vieh frei im Innern der Siedlung herumlaufen, und der Zaun verhinderte ein Entweichen der Tiere. Daß Haustiere im Innern der Siedlung gehalten wurden, das zeigten die Ziegenmisthaufen, die man bei den Grabungen antraf. Dafür spricht auch die Tatsache, daß die Latten und Stangen auf der innern Seite der Pfähle befestigt waren. Auch ein Eingang des Zaunes konnte festgestellt werden. Tafeln 4 und 5 zeigen einen Teil des Zaunes mit einem gegabelten Pfahl, der allerdings umgestürzt ist, in dessen Gabel aber immer noch ein Eichenbrett des Zaunes liegt. Auch dieser Zaun spricht eindeutig für eine ebenerdige Siedlung.

So zeugen alle vorgefundenen Tatsachen dafür, daß das Dörfchen Egolzwil 3 auf dem trockenen Boden stand und nicht auf Pfählen.

Schon die relativ dünne Kulturschicht läßt vermuten, daß die Siedlung Egolzwil 3 nicht sehr lange bewohnt war. Dabei ist immerhin festzuhalten, daß der Begriff «nicht sehr lange» sehr relativ ist und weder nach Jahren noch nach Jahrzehnten berechnet werden kann. Die Feststellung der kurzen Besiedlung von Egolzwil 3 wurde auch erhärtet durch die Zahl der Geräte- und Knochenfunde, die bei weitem nicht jene Maße erreichten, wie in anderen Siedlungen, wie zum Beispiel 1932—1934 in Egolzwil 2. Das Fundmaterial hat aber den großen Vorteil, daß es in seinem Charakter einheitlich ist, das heißt, daß es nur einer urgeschichtlichen Kulturstufe angehört.

Schon die ersten Funde, die 1932 in Egolzwil 3 gehoben wurden, wiesen, wie wir oben erwähnt haben, Merkmale auf, die vermuten ließen, die Siedlung gehöre zur älteren Cortaillodkultur.

Auch die Grabungen von 1950 und 1952 brachten wieder Gegenstände zutage, die auf diese Kultur hinwiesen. Im gesamten aber zeigte das Fundmaterial von Egolzwil 3 doch viele typische Merkmale, die es deutlich von der Cortaillodkultur unterscheiden. Prof. Dr. E. Vogt stellte daher fest, daß Egolzwil 3 nicht der älteren Cortaillodkultur angehört, sondern jener anderen Kulturgruppe, die sich für die Frühzeit des Neolithikums im Schweizerischen Mittelland nachweisen läßt. Und da Egolzwil 3 bisher die charakteristischsten Merkmale für diese Gruppe lieferte, nannte er sie *Egolzwiler Kultur.* Träger dieser Kultur war also jenes Volk von Kleinviehzüchtern und nomadisierenden Bauern und Wanderhirten, das in der frühen Jungsteinzeit (etwa 2900—2700 v. Chr.) den Raum zwischen Alpen, Jura und Rhein bewohnte.

Wir haben bereits in einem früheren Bericht (Siehe Heimatkunde des Wiggertales, Heft 13, 1952) die Funde in Wort und zum Teil im Bild geschildert, so daß wir hier nur noch auf einige eintreten. Reich wie noch selten traten die Holzgeräte zu Tage. Soviel Beilschäfte hob man noch in keiner Grabung wie in Egolzwil 3. Gegen 40, meistens vollständig erhaltene Schäfte überraschten uns. Sie waren alle aus der Wurzelstammpartie, also aus dem zähesten Teile von Eschen gefertigt. Die Länge variierte zwischen 65 cm und 75 cm. Verblüffend schön waren die Handgriffe geschnitten, täuschend ähnlich den modernen Axtschäften. Die Schwungkraft und wohl auch die Festigkeit verstärkte der mehr oder weniger große Flügel des Schaftkopfes (Tafel 6). In das Loch des Schaftkopfes wurde die Steinbeilklinge eingesetzt. Einzelne Beilklingen steckten noch in den Schäftungen. Anstelle von Steinklingen fand man auch Holzstücke in den Schaftlöchern. Für was mögen alle diese Beile einmal gedient haben? Wohl kaum nur zur Holzbearbeitung! Wir können uns vorstellen, daß die Steinbeile auch als Schlagwaffen im Krieg und auf der Jagd ebenso gute Dienste leisteten.

Ueberrascht haben uns auch die neuen Sichelformen von bisher ganz unbekannter Art (Tafel 7). Die meisten Holzschäftungen sind gerade und laufen in eine Spitze aus, eine ist vorn etwas nach rückwärts gebogen. Alle haben ein Loch, in das die Silexklinge eingesetzt und mit Birkenteer befestigt wurde. Einzelne Klingen steckten noch im Schaft. Einige zeigen an der Schneidekante eine deutliche Politur, die auf den Siliziumgehalt der Getreidehalme zurückzuführen ist, der an den Schneiden haften bleibt, wenn sie lange im Gebrauch sind.

Früher unbekannt waren auch zahlreiche andere Geräte aus Holz. Es sind dies Aststücke, an denen noch ein flaches Oberflächenstück des Stammes sich befindet. Zu was wurden diese wohl einst verwendet?

Kleine, flache Eichenbrettchen waren vielleicht als Teller im Gebrauch. Zum Tafelgeschirr dürfen wir wohl auch die flach-ovalen Holzschalen, eine Trinkschale mit einer flachen Knubbe, ein Henkeltäßchen, kleine

Becher aus Holz und zwei Holzbecher mit seitlichen Durchbohrungen zählen. Die letztern sind den Hirschhornbechern täuschend ähnlich.

Noch ein paar Worte zur Keramik, die sich durch besondere Tonqualität auszeichnet. Der Ton ist grauschwarz und fein mit Quarzsand gemagert. Die Töpfe sind handgeformt, dünnwandig und aus schmalen Tonstreifen aufgebaut. Es lassen sich zur Hauptsache zwei Topfformen unterscheiden, der Kochtopf und die Flasche. Alle Gefäße haben Rundböden. Die Kochtöpfe (Tafel 8) erscheinen in allen Größen, vom Becher bis zum großen Kübel. Zwei seitliche Henkelösen dienten wohl zum Aufhängen beim Kochen und auch in der Zwischenzeit. Einfache Stichreihen und Grübchen, runde Knubben, einzeln oder in Paaren zwischen den Henkeln und breite Knubben und langgezogene Wülste, die teilweise gelocht, teilweise gekerbt sind, bilden die spärlichen Verzierungen.

Die Flaschen (Tafel 9) sind ei- oder birnförmig, mit kurzem Hals. Auf halber Höhe sind Aufhängeösen, je nachdem 3 oder 4. Verzierungen sehen wir hier keine. Auch diese Flaschen haben Rundböden. In beiden Grabungen kam nur ein einziges Gefäß zum Vorschein, das einen Standboden hatte.

Kleinere Tongefäße und Schalen fehlen, es ist also nichts da, das als Schöpflöffel oder Eßgeschirr gedient haben könnte.

Konnte man bei anderen Grabungen oft dutzendweise Kisten mit Knochen füllen, hier in Egolzwil 3 kamen seltsamerweise ganz wenige zutage. Prof. Dr. E. Kuhn, der Konservator am Zoologischen Museum der Universität Zürich untersuchte sie. Hirschknochen und Hirschgeweihstücke waren äußerst selten. Vorhanden waren Knochen von Reh, Biber, Fischotter und von Vögeln. Als Haustiere sind zu erwähnen das Schwein, die Ziege und das Schaf.

So, das wäre kurz geschildert der Befund in Egolzwil 3, der sich 1950 und 1952 zeigte. Und nun versuchen wir uns anhand dieser Tatsachen ein Bild des Dörfchens zu machen, wie es einst am Strande des Wauwilersees stand. Da müssen wir beträchtlich rückwärts gehen. Man setzt heute die Besiedlung in den Beginn des 3. vorchristlichen Jahrtausends, sagen wir etwa um 2900 v. Chr. an.

Bisher hatte sich der Mensch aus dem ernährt, was ihm die Natur bot, er war Sammler und Jäger. Er hatte keinen festen Wohnsitz. Nun wurde allmählich aus dem «Wildbeuter» ein Ackerbauer und Viehzüchter, also der seßhafte Mensch. Was gab den Anstoß zu dieser Umwandlung in unsern Gegenden? Hat sich die mesolithische Urbevölkerung soweit entwickelt, oder wanderten ackerbau- und viehzuchttreibende Volksstämme in unser Land ein? Diese Frage kann wohl heute noch niemand entscheiden. Man neigt eher zur Annahme, das Auftauchen der Egolzwiler Kultur mit einer Einwanderung aus Südwesten in Verbindung zu bringen. Somit wäre diese Bauernkultur der nördlichste Ausläufer, der in Südeuropa beheimateten Kulturen, die von Asien her den Mittelmeeraum durchzogen hatten. Von

der Donau her drangen dazumal andere Kulturen nach Deutschland vor und wirkten mehr oder weniger auch auf die bei uns auftauchenden Westkulturen ein.

So erschienen also auch Siedlergruppen in der Gegend des ehemaligen Wauwilersees. Der Wasserstand des Sees mußte stark zurückgegangen sein. Am Ufer dehnten sich wasserfreie Strandplatten aus. Auf der wohl noch feuchten Seekreide war ein dünner Pflanzenteppich von Sumpfpflanzen oder Feuchtbodenpflanzen, wie Scheingräser, Dotterblumen usw. gewachsen.

Auf einer dieser Strandplatten errichteten sie das Dörfchen, das wir heute Egolzwil 3 nennen. Wie mag es dazumal geheißen haben? In den weichen Boden trieben sie die Stangen, die die Wände und die Firsthölzer der wohl rechteckigen Häuser tragen mußten. Diese Häuser waren nicht allzu groß. Die Firste waren seewärts gerichtet. Die Wände werden aus Flechtwerk bestanden haben. Den hauptsächlich bei Regenwetter feuchten und glitschigen Grund zwischen den Häusern und auf dem freien Platz des Dorfes belegte man mit Rindenbahnen. Auch im Innern der Häuser belegte man den Boden mit isolierenden Rindenschichten. In jedem Haus war wohl mindestens ein Herd. Wenn die Last des Lehms diesen Herd immer mehr in den Untergrund preßte, dann legte man neuen Lehm auf. Das Gleiche machte man mit den Rindenböden, unansehnlich gewordene erneuerte man von Zeit zu Zeit. Das Siedlungsareal umzäunte man mit einem einfachen Hag.

Vorerst ernährte man sich noch zur Hauptsache mit dem, was die Natur schenkte. Daß man dem See die Fische entnahm, darauf deuten Fangnetze, Netzschwimmer, Angeln und Harpunen hin. Eine sicher zu einem Vogelpfeil gehörende Pfeilspitze zeigt, daß auch das Flugwild zur Strecke gebracht wurde. Auch die Jagd nach dem in Feld und Wald hausenden Wild brachte willkommenes Fleisch. Der Kampf gegen Wildschwein und Hirsch mag wohl auch zum großen Teil dem Schutz der Pflanzungen gegolten haben.

Im Walde sammelte man Beeren und Haselnüsse, was eine Menge Funde beweist.

Der Neolithiker machte sich aber nach und nach von der Natur unabhängig. Er griff ein in ihr freies Walten. Er züchtete Haustiere. In Egolzwil 3 waren es vor allem Ziegen, Schafe und Schweine. Im Frühling, Sommer und Herbst waren diese auf den Matten rings um den See. J. Troels-Smith vermutet zwar, daß das Vieh nur kurze Zeit während des Jahres auf der Wiese war, da Pollen der typischen Weidegräser, wie Spitzwegerich und Wildgräser nur in geringer Zahl vorkommen. Im Winter wurde das Vieh im Stalle gefüttert, was wohl auch die großen Ziegenmisthaufen, die man freilegte, beweisen. Zur Winterfütterung diente vielfach gedörrtes Laub. Das beste Laubfutter lieferten Ulme, Esche und Linde. Das Buchenlaub war wahrscheinlich als Viehfutter unbeliebt. Darum brachte man wohl die Buchen zum Absterben, indem man die Rinde abschnitt. Nun konnten

die andern Laubbäume sich besser entwickeln und der Mensch konnte mehr Futterlaub ernten.

Verschiedene Anzeichen deuten daraufhin, daß die Bewohner von Egolzwil 3 noch sogenannte Wanderbauern waren, die ihren Wohnsitz von Zeit zu Zeit wechselten. Sie waren anfänglich Kleinviehzüchter mit Schwein, Ziege, Schaf und Hund. Das Rindvieh scheint im Anfang noch unbekannt gewesen zu sein. Daß sehr wenig ganze oder zerschlagene und verarbeitete Hirschknochen und Geweihstücke gefunden wurden, beweist wohl auch, daß die Hirschjagd noch keine große Bedeutung hatte.

Diese kurze Schilderung der Ergebnisse der Grabungen in Egolzwil 3 zeigt, welche Bedeutung diese, von der Heimatvereinigung des Wiggertales angeregten und 1950 und 1952 durchgeführten Forschungen gewonnen haben. Der Name der Heimatvereinigung des Wiggertales wird unlösbar mit dem Erfolg dieser Arbeiten verbunden bleiben.

2. Im Uferdorf Egolzwil 4

Noch staunte man über die Ergebnisse der ersten Grabung in Egolzwil 3, da durchschnitten Arbeiter der Güterzusammenlegungsgenossenschaft Egolzwil am 4. März 1952 mit einem Drainagegraben in der Nähe von Egolzwil 3 eine bisher unbekannte Siedlung. Der Aufmerksamkeit von Gemeindeschreiber Alfred Felber in Egolzwil verdanken wir es, daß diese Entdeckung nicht wieder spurlos verschwand. Ein erster Augenschein des Berichterstatters zeigte folgendes: Die neuentdeckte Siedlung Egolzwil 4 lag zum Teil auf Seekreide, zum Teil auf Torf. Im Unterschied zu Egolzwil 3 waren hier Hüttenböden aus Holz vorhanden. Eine Sondierung im Herbst 1952 zeigte, daß die Ueberreste von Egolzwil 4 rasch zerfallen werden, da sie nun allzu sehr der Austrocknung preisgegeben wurden. Darum beschloß man, das Gemeinschaftswerk zwischen dem Landesmuseum und dem Kanton Luzern und der Heimatvereinigung weiterzuführen.

Am 30. August 1954 begann die Ausgrabung in dieser neuen Siedlung, die bis zum 16. Oktober dauerte. 1956 wurde sie fortgesetzt und weitere Grabungen werden folgen. Wir haben auch hier wieder den Baugeschäften Macchi, Schötz, Wüest, Nebikon, und Willi, Ettiswil, herzlich zu danken für die großzügige Unterstützung durch die Ueberlassung von Grabungsmaschinen, Baracken, Gerüstladen usw. Sie haben uns damit die Arbeit erleichtert und unsere Finanzen geschont. Auch der Glashütte Wauwil sei herzlich gedankt für die kostenlose Ueberlassung von verschiedenen Sachen.

Die Kosten der Grabungen wurden gedeckt durch Beiträge des Landesmuseums, des Kantons Luzern, der Schweizerischen Gesellschaft für Urge-

schichte, der Gletschergartenstiftung Luzern, der Prähistorischen Kommission der Naturforschenden Gesellschaft in Luzern usw. Auch ihnen allen sei herzlichster Dank gespendet.

Prof. Dr. Vogt übernahm auch hier die Leitung der Forschung. Er wurde unterstützt durch seinen Assistenten Dr. René Wyß und durch Jörg Elmer. Als Zeichner amtete Claudius Geiser, ebenfalls ein Angestellter des Landesmuseums. Prof. Dr. Vogt brachte auch wieder Studentinnen und Studenten mit, die gemeinsam mit Studenten und Arbeitern aus der Gegend die Arbeiten ausführten.

1954 wurde das Grabungsgelände, das 30 m lang und 10 m breit war, mit einem Trax abgedeckt. Das ging sehr gut. Trotzdem hier die Kulturschicht nicht von sehr viel Humus überdeckt war, wurde durch den Trax eigentlich nichts beschädigt. 1956 wurde wieder mit einem Bagger der Humus weggeschafft. Da man 1954 nicht die ganze Breite der Siedlung erfaßt hatte, versuchte man das 1956 zu erreichen, indem man einen 70 m langen und 3,5 m breiten Schnitt quer durch die ganze Anlage aushob. Leider zeigte es sich dabei, daß diese Siedlung nicht so ungestört im Boden geruht hatte wie Egolzwil 3. Wahrscheinlich wurde sie beim Torfstechen im ersten Weltkrieg angestochen, ohne daß das weiter beachtet wurde. Man zog auch mehrmals Entwässerungsgräben durch sie, ohne etwas zu merken oder zu melden. So traf man bei den Grabungen auf viele Störungen, die leider das erhaltene Bild wesentlich beeinträchtigten. Trotzdem darf man mit den bisherigen Ergebnissen sehr zufrieden sein, da sie die kühnsten Erwartungen übertroffen haben. 1956 wurde vom 26. August bis zum 5. Oktober gearbeitet.

Die Siedlung Egolzwil 4 ist jünger als Egolzwil 3 und gehört der jüngern Cortaillodkultur an. Viele Befunde in Egolzwil 4 aber ergänzten die Ergebnisse der Grabungen in Egolzwil 3, ja Egolzwil 4 brachte viele klare Beweise für Schlüsse, die in Egolzwil 3 noch da und dort angezweifelt wurden.

In der Grabungsfläche von 1954 lag im landseitigen Teil auf einer dünnen Torfschicht der Prügelboden eines Hauses von 8 m Länge und 4 m Breite. Das Glück war uns hold, da wir das ganze Haus in der vorgesehenen Grabungsfläche erfassen konnten.

Auf einzelnen parallel liegenden Schwellen lag der Wohnboden aus dünnen Stämmchen — meistens waren es Erlenstämmchen — die eng nebeneinander gereiht waren. Die Schwellen lagen zum Teil auf Torf, zum Teil auf Ueberresten einer älteren Siedlung. Da sich wohl das Gelände, auf dem das Haus ruhte, ungleich senkte, entstanden im Wohnboden Vertiefungen. Daher war man mehrmals gezwungen, neue Hölzer aufzulegen und so die Wohnfläche wieder auszuebnen. Die alten Bodenhölzer blieben jeweils liegen. So konnte, dank der sorgfältigen Forscherarbeit die Baugeschichte des ganzen Hauses erkannt werden. Es war wahrscheinlich zweiräumig.

Das Haus hatte zwei Feuerstellen, von denen aber nur die eine schon von Anfang an geplant und ausgeführt worden ist. Wir haben oben geschrieben, daß der Boden aus eng nebeneinander gelegten Erlenstämmchen bestand. Nun zeigte sich aber bald, daß in der ganzen Länge des ursprünglich geplanten Herdes diese Stämmchen fehlten (Tafel 10). Dort, wo der Herd zu liegen kam, wurde vorerst ein Lehmfundament auf den Torf gelegt. Auf dieses Lehmfundament legte man einen Rost von parallel liegenden Haselstecken, die ihrerseits mit den Enden auf zwei Schwellen des Hausbodens auflagen. Auf die Ruten legte man Rindenstücke und darauf wieder Lehm. Dieser Lehm diente als erste Herdstelle. Die beiden freien Plätze rechts und links neben dem Herd belegte man mit Brettern, die man von einer großen hohlen Esche gewonnen hatte.

Das war wohl nicht die erste Herdstelle, die diese Leute bauten. Sie wußten, daß die Last der immer dicker werdenden Herdstelle mächtig auf den Untergund drückte und diesen allmählich zum Einsinken bringen mußte. Darum riskierte man nicht, daß dieses Gewicht den ganzen Hausboden ins Wanken bringe und legte den Herd auf eine vom übrigen Hausboden getrennte Holzlage. Da der Herd, wie erwartet, sich immer wieder senkte, legte man immer wieder Lehm auf. Den alten Schmutz entfernte man nicht, sondern legte auf ihn wieder den neuen Lehm. So erreichte die Herdstelle nach und nach eine Dicke von ungefähr einem Meter. Welch kolossales Gewicht das gab, das kann jeder selber berechnen.

Der zweite Herd wurde erst später auf den Erlenstämmchenboden aufgesetzt.

Der beschriebene Boden war der einzige Holzboden der Grabungsfläche von 1954. Herdstellen dagegen kamen noch mehr zum Vorschein. Neben dem Haus mit dem geschilderten Holzboden war auch ein mehrmals ergänzter Herd, von einem dazu gehörenden durchgehenden Holzboden eines Hauses war aber nichts zu finden. Einzig zwischen einzelnen Lehmschichten fand man nebeneinander liegende Stämmchen. Wäre ehemals ein Holzboden da gewesen, hätte man den sicher bei Ausbesserungen liegen lassen und neue Schichten einfach auf ihn aufgebaut, ihn also nicht weggeräumt.

Im Uebrigen deckte man noch andere Herdstellen ab. Es gab solche, die auf Torf lagen und solche, die durch eine Rindenschicht von der darunter liegenden Seekreide getrennt waren. Es gab sogar solche, die auf einem Balkenboden oder Ruten errichtet worden waren (Tafel 11). Diese Balkenböden aber waren immer nur so groß wie die Herdstellen, reichten also nirgends darüber hinaus. Es zeigte sich da eine Analogie zum Haus mit dem Holzboden. Dort erstellte man den Herd auf einen vom andern Holzboden getrennten Rost. Hier erstellte man den Boden auf einen Balkenboden, während als Wohnboden einfach der Naturboden diente, der eventuell noch mit Rinden belegt wurde. Zu all diesen Herdstellen werden wohl auch Häuser gehört haben. Und viele dieser Wohnhäuser waren wie in Egolzwil 3 sicher auf dem leicht überwachsenen Seekreideboden erstellt worden. So

zeigten sich also in diesen beiden Siedlungen sehr nette Sachen, die genau übereinstimmten. Vor allem war nun klar bewiesen, daß die Lehmhügelchen Herdstellen waren, und daß es zur Zeit der Besiedlung dem Menschen möglich war, auf dem Seekreideboden zu leben. Daß in Egolzwil 4 die Wohnstätten ebenerdig waren, wurde nie angezweifelt.

Hatte die Grabung von 1954 höchst interessante Einblicke in das urgeschichtliche Bauwesen gewährt, so kargte auch die Grabung 1956 nicht mit Ueberraschungen. Es konnte wieder ein Holzboden untersucht werden, der ebenfalls mehrmals erneuert worden war. Auch seine Herdstellen zeigten Spuren von verschiedenen Reparaturen und Erneuerungen. Dieses Haus stand in der gleichen Richtung wie das 1954 untersuchte. Neben ihm befanden sich wiederum Herdstellen in verschiedener Bauart, wie wir sie aus der Grabung 1954 kennen.

Allmählich zeigte es sich nun ganz deutlich, daß die verschiedenen Siedlungsreste mit ihren Herdstellen auch verschiedenen Siedlungsperioden angehörten.

Im südlichen Teil des Schnittes, von den andern Siedlungsspuren durch eine fundlose Zone getrennt, fand man eine Herdstelle mit wohl zu einem Hause gehörenden Pfählen, aber ohne Holzboden. Dies war wohl die älteste Siedlung, die in ihrem Befund stark an Egolzwil 3 mahnte. Sie war aber wohl nur klein und lag parallel zum Ufer.

Ueber der fundlosen Zwischenschicht folgte die zweite Siedlung. Zu ihr gehörten die Herdstellen, die direkt auf der Seekreide oder auf einer dünnen Torfschicht errichtet worden sind, wie sie bereits in der Grabung 1954 mehrfach festgestellt wurden. Bodenkonstruktionen, die zu diesen Wohnstätten gehört hätten, wurden keine festgestellt, dagegen viele Pfähle, die wohl zum Oberbau der Häuser gehörten. Auch diese Siedlung entsprach in ihrem Aufbau weitgehend jener in Egolzwil 3.

Etwas landeinwärts, bereits auf einer mehr oder weniger dicken Torfschicht, zeigten sich die Ueberreste einer dritten Siedlungsphase. Es waren kleine rechteckige Häuser mit richtigen Böden aus Stangen und Balken und Herdstellen. Besonders an der Stelle des Herdes waren die Bodenkonstruktionen sehr sorgfältig angelegt.

Und über dieser Siedlung mit den kleinen Häusern folgten die großen Rechteckhäuser einer vierten Bauperiode. Den Boden eines solchen Hauses von 8 m Länge und 4 m Breite haben wir oben beschrieben. Eventuell war darüber noch eine fünfte Bauperiode gewesen. Spärliche Reste, die nicht dem Torfabbau zum Opfer gefallen waren, ließen dies vermuten.

So erlaubte uns auch die Grabung von 1956 einen tiefen Einblick in die Geheimnisse urgeschichtlicher Siedlungsweise. Doch noch weitere Ueberraschungen folgten. Auf der Landseite gerieten wir in den Bereich des

Dorfzaunes. Und da meinte es das gütige Geschick wieder gut mit den Forschern, indem es ihnen gleich den Eingang durch diesen Zaun präsentierte. Es zeigte sich bald, daß der Zaun mehrfach erneuert worden war. In der Konstruktion waren aber wahrscheinlich alle Phasen gleich. Zwischen eng nebeneinander stehende Pfähle wurden Ruten geflochten oder gespannt. Der Eingang bestand aus einer etwa ein Meter langen Schwelle, die beidseits von einem Pfahlgewirr flankiert war (Tafel 12). Von der Landseite her führte zum Eingang ein Prügelweg, der seinerseits vermutlich wieder beidseits durch einen Zaun gesichert war. Es fanden sich wenigstens zu beiden Seiten des Prügelweges Pfahlreihen. Leider konnte dieser Prügelweg gegen die Landseite hin nicht weiter verfolgt werden, da hier die Schichten beim Torfstechen total zerstört worden sind. Ein etwa 2 m breiter Prügelweg führte auch der Innenseite des Zaunes entlang. Dieser Dorfzaun wird mit seinen verschiedenen Bauperioden, die alle den gemeinsamen Eingang benützten, seitlich aber auseinanderweichen, den Forschern noch viele Rätsel zum Entwirren aufgeben.

So gewährten uns also schon die zwei ersten Grabungen in Egolzwil 4 tiefe Einblicke in diese steinzeitliche Siedlung. Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Siedlungsgeschichte dieses Platzes.

Das erste Dörfchen stand am äußern Rand des Grabungsfeldes. Seine Häuser waren auf der Seekreide errichtet worden. Dieses Dörfchen mußte, vielleicht weil der See anstieg, geräumt werden. Etwas mehr landeinwärts, aber immer noch auf Seekreide und nur zum Teil auf Torf, baute man ein zweites Dörfchen. Und wieder vergingen Jahre, da entstand auf dem Torf das dritte Dorf mit kleinen, rechteckigen Hausböden und zuletzt folgte das vierte Dorf mit den großen Rechteckhäusern.

Es sind das alles Feststellungen, die höchst interessant, ja einzigartig sind. Man staune daraum nicht, wenn alles auf die Fortsetzung der Grabungen in Egolzwil 4 hindrängt. Man erwartet noch mehr Neuigkeiten.

Was für Geheimnisse birgt das Moos im Uebrigen noch? Welche Siedlungen sind noch in seinem Schoß verborgen? Es ist schon so, wie Prof. Dr. P. Emanuel Scherer einst sagte: «Das Wauwilermoos ist das Paradies der Urgeschichtsforscher.»

Erfreulich ist auch die Zahl der Funde, die die Grabungen in Egolzwil 4 zutage förderten. Wir wollen hier noch nicht näher auf diese eintreten, da die Forschungen ja in dieser Siedlung noch nicht abgeschlossen sind und das Fundmaterial noch stark ergänzt werden kann. So werden wir später uns einmal damit befassen. Festhalten wollen wir aber schon jetzt, daß die Funde aus allen vier Besiedlungsphasen der gleichen Kulturstufe angehören, nämlich der jüngeren Cortaillodkultur. Die Keramik ist ganz schlecht erhalten, ist aber interessant und wichtig.

Wenn wir abschließend nochmals die Ergebnisse der Grabungen in Egolzwil 3 und 4 überblicken, dann müssen wir Dr. René Wyß recht geben, der in seinem Werklein «Die Anfänge des Bauerntums in der Schweiz» schreibt: «*Die hier gewonnenen Erkenntnisse haben die Pfahlbauforschung entscheidend beeinflußt und darüber hinaus das Wissen um die Verhältnisse der frühen Jungsteinzeit erheblich erweitert.*»

Und Prof. Dr. Vogt schreibt im Jahresbericht des Schweizerischen Landesmuseums pro 1958: «*Es zeichnen sich also Erkenntnisse von größter Tragweite für unser Verständnis steinzeitlicher Wirtschaft ab, wie wir sie in der Schweiz bis jetzt noch nirgends in so reicher Ausprägung erhielten.*»

Ja, die bisherigen Grabungen in Egolzwil 3 und 4 haben die Urgeschichtsforschung wirklich entscheidend beeinflußt. Freuen wir uns, daß der Name der Heimatvereinigung auf immer eng mit diesen Forschungen verbunden bleibt. Sie war die Initiantin, und sie organisierte die Forschungen. Freuen wir uns mit ihr, daß sie mit ihren geringen Kräften doch so wertvolle Arbeiten organisieren und durchführen helfen konnte.

Wenn wir nun die prachtvollen Erfolge der bisherigen Grabungen im Wauwilermoos bestaunt haben, wollen wir uns doch nochmals dankbar jener erinnern, die das Zustandekommen dieser Grabungen überhaupt ermöglichten. Da gebührt wohl der erste Dank Prof. Dr. Emil Vogt, dem Vizedirektor des Landesmuseums. Hätte er sich nicht all die Jahre hindurch zur Verfügung gestellt, dann hätten wir auch nichts tun können. Und gerade er hat mit seinem großen Wissen und seiner Erfahrung die Forschungen zu dem gemacht, was sie wurden, zu einem unversieglichen Quell, der uns viel kundtat und noch kundtun wird über das Leben längst erloschener Völker.

Dank, ja einen ganz besonders herzlichen Dank, müssen wir auch der Leitung des Landesmuseums aussprechen. Hätte sie nicht ganz bedeutende finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt, dann wären die Grabungen überhaupt nicht zustande gekommen. In den Laboratorien des Landesmuseums wurden zudem sämtliche Funde gratis konserviert und die Keramik zusammengesetzt und ergänzt. Auch alles Plan- und Photomaterial wurde vom Landesmuseum geliefert. Wesentlich zum Erfolg trug jeweils auch bei, daß das Landesmuseum eine ganze Grabungsequipe für die Grabungen beurlaubte.

Besonders danken möchten wir auch der Regierung des Standes Luzern, die unsere Anliegen stets mit großem Wohlwollen prüfte und uns jeweils im Rahmen des Möglichen finanzielle Unterstützung gewährte. Zudem stellte das Kantonale Baudepartement uns das benötigte Grabungsgeschirr zur Verfügung und auf Anordnung des Kantonalen Justizdepartementes deckten 1950 einige Insassen der Strafanstalt Wauwilermoos mit einem Bagger den Grabungsplatz ab und besorgten nachher auch wieder die Zudeckung und Ausebnung des Platzes, beides natürlich kostenlos.

Mit großem Interesse verfolgten auch die Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte, die Amrein-Troller-Stiftung vom Gletschergarten in Luzern, die Prähistorische Kommission der Naturforschenden Gesellschaft in Luzern die Forschungen und unterstützten sie mit ganz beträchtlichen finanziellen Mitteln. Ohne diese Zuwendungen wären unsere Geldsorgen unermeßlich größer gewesen. Finanzielle Hilfe, für die wir herzlich danken, erhielten wir auch von der Bernhard-van-Leer-Stiftung in Luzern und von der Stiftung Dr. Joachim de Giacomi in Bern. Auch die schon mehrmals erwähnten Baugeschäfte Macchi in Schötz, Wüest in Nebikon, und Willi in Ettiswil, möchten wir nochmals dankend erwähnen, da sie uns zum Teil gratis, zum Teil zu sehr angenehmen Bedingungen Baumaschinen, Baracken und Gerüstladen zur Verfügung stellten. Ebenfalls dankbar gedacht sei der Leitung der Glasfabrik Wauwil, die uns das Förderband mehrmals in lobenswerter Weise gratis überließ und auch mit dem nötigen Glasgeschirr aushalf. Danken wir auch den Centralschweizerischen Kraftwerken in Luzern, die uns jeweils den Strom gratis lieferten.

Doch nun hätten wir bald die wichtigsten vergessen, die Landbesitzer. Ihnen gebührt ein ganz besonderer Dank, daß sie immer wieder bereit waren, uns das gewünschte Land zu sehr vorteilhaften Bedingungen für die Forschungen zu überlassen.

Danken wollen wir aber auch noch allen wissenschaftlichen Mitarbeitern, den freiwilligen Mitarbeitern, den Studentinnen und Studenten, den Arbeitern und Beratern und allen, die irgendwie mithalfen zum guten Gelingen des großen Werkes. Es war nicht immer leicht für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Sturm und Regen auszuhalten und in der glühenden Sonnenhitze zu arbeiten. Sie haben aber durchgehalten und verdienen dafür einen ganz besonderen Dank.

Der schönste Dank für alle aber wird der prächtige Erfolg der Forschungen sein. Sie alle haben an diesem Anteil. Ohne das friedliche Zusammenarbeiten aller, wäre das nicht zustande gekommen, was wir bisher erreicht haben.

In den herzlichen Dank möchten wir auch alle die stillen Helfer und Helferinnen einschließen, die wir nicht erwähnt haben. Einschließen möchten wir auch alle, die wir vielleicht vergessen haben. Sie mögen es uns verzeihen, wenn wir ihre Namen vergassen hierher zu setzen. Es geschah nicht aus bösem Willen. Also nehmet alle nochmals unseren herzlichsten Dank entgegen.

Hoffen wir, daß wir noch recht oft zusammen arbeiten können, bis dereinst die Geschichte unseres lieben Wauwilermooses lückenlos erforscht sein wird.

3. Weitere neolithische Siedlungen in der Gemeinde Schötz

Wir sind überzeugt, daß im Wauwilermoos noch da und dort urgeschichtliche Siedlungen verborgen sind. Vielleicht bringt der Zufall einmal die eine oder andere ans Tageslicht. Eine große Aufgabe wäre es, einmal das ganze Moos systematisch zu sondieren. Bis aber das vorgenommen werden kann, müssen wir Neuentdeckungen dem Zufall überlassen. Das wissen unsere Heimatfreunde, die seit Jahren mit wachen Augen das Gelände des ehemaligen Wauwilersees beobachten. Dabei sind ihnen schon wertvolle Feststellungen gelungen. So verdanken wir Kaspar Meyer, Schötz, folgende sehr interessante Meldungen:

1942 wurde am ehemaligen Seerand, südlich der jungsteinzeitlichen Uferdörfer Schötz 1 und Schötz 2, in der Nähe der mesolithischen Siedlung 5, Torf ausgebeutet. Kaspar Meyer fand da auf einem Areal von etwa 50 auf 60 m allerlei neolithische Artefakte, so 4 Pfeilspitzen mit gerader Basis, 1 Steinbeil mit Sägeschnitten, 2 weitere Steinbeile, unretouchierte Silexklingen usw.

Eine Kulturschicht konnte bisher nicht festgestellt werden. Ist sie bei der Torfausbeutung mit dem Bagger fortgeräumt worden? Der Fundplatz, der den Namen Schötz 3 erhielt, liegt TA. 182, 108 mm v. r., 12 mm v. u.[7])

Wir registrieren die Stelle hier vorläufig als Fundplatz, vielleicht gelingt es doch noch einmal einwandfrei nachzuweisen, daß hier ein neolithischer Wohnplatz war.

Beim alten Rohausfluß aus dem ehemaligen Wauwilersee, etwa 100 m von der Jungsteinzeitsiedlung Schötz 2 entfernt (T. A. 182, 111 mm v. r., 39 mm v. u.) stieß man 1952 bei Meliorationsarbeiten auf eine in Seekreide eingeschlossene Kulturschicht. Kaspar Meyer veranlaßte eine kleine Sondierung. Die 5—10 cm dicke Kulturschicht war von 30 cm Seekreide und 25 cm Humus überlagert. Gefunden wurden 2 Steinbeile, ein Reibstein, Silexstücke und Topfscherben. Auch Teile von Prügeln waren vorhanden. Gehören diese vielleicht zu einem Hausboden? Soweit die wenigen Funde einen Schluß erlauben, gehört diese Siedlung zur Horgener Kultur, also ins Spätneolithikum.

Oestlich der Rohmühle in der Gemeinde Schötz (T. A., 182,, 154 mm v. r., 59 mm v. u.) wurde 1952 ein Sumpf entwässert, der etwa 100 m lang und 20—30 m breit war. Dabei kamen zahlreiche neolithische Funde zutage, u. a. etwa 60 Silices, Topfscherben, Steinbeilklingen, ein Fragment eines Lochbeils, Pfeilspitzen, usw. Der Aufmerksamkeit von H. Hunkeler verdanken wir es, daß diese wertvollen Funde nicht wieder spurlos im Boden verschwanden. Der Fundplatz liegt nicht im Wauwilermoos, sondern in einer Einsattelung der Moräne, die sich von Egolzwil gegen Schötz und

Ettiswil hinzieht. Es wäre interessant, wenn sich hier eine jungsteinzeitliche Wohnstätte feststellen ließe.

4. Auf den Spuren der mesolithischen Siedler

Schon Johannes Meyer, dem nimmermüden Pfahlbauforscher, waren einige mesolithische Fundplätze auf den sanft ansteigenden Aeckern rings um den Wauwilersee bekannt. Sie befanden sich alle außerhalb der Verlandungszone, also außerhalb des eigentlichen Seebeckens. So wies Heierli bereits im 4. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte darauf hin, daß Johannes Meyer im Orbel «Werkstätten aus neolithischer Zeit» entdeckt habe. Meyer sah wohl, daß das hier gefundene Silexmaterial mit jenem in den Pfahlbauten nicht übereinstimmte, konnte es aber nicht datieren und nannte es daher Landneolithikum oder wie oben angeführt «Werkstätten aus neolithischer Zeit». Andere Forscher nannten diese Fundplätze Silexschlagstätten.

Anfangs der 1920er Jahre erwarb Dr. Fischer-Siegwart aus Zofingen Feuersteine, die aus den Glassandgruben von Seewagen bei Kottwil stammten. Dr. F. Leuthardt, dem diese vorgelegt wurden, vermutete, daß sie aus dem Azilien stammten, was aber von andern Wissenschaftern stark bezweifelt wurde.

Berner Forscher fanden dann im Moosbühl bei Moosseedorf ähnliches Feuersteinmaterial und stellten fest, daß dieses älter sei als die ältesten Pfahlbauten.

Pater Emanuel Scherer, der den Nachlaß von Johannes Meyer bearbeitet hatte, versuchte 1926 mit Hilfe von Anton Graf in Schötz die verschiedenen Fundplätze ums Wauwilermoos zu lokalisieren, nämlich Fischerhäusern, Hölzli und Orbel in der Gemeinde Schötz, Hochbühl oder Hauenbühl und Seewagen in der Gemeinde Kottwil[8]).

Indessen konnten die Forscher die Funde aus dem Wauwilermoos dem Mesolithikum oder der Mittelsteinzeit zuweisen.

Auf Anregung des Vorstandes der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte organisierte im Jahre 1929 die Prähistorische Kommission der Naturforschenden Gesellschaft von Luzern in der mesolithischen Siedlung bei den Fischerhäusern in Schötz eine Grabung, die von Karl Keller-Tarnuzzer geleitet wurde. Unter ungefähr 20 cm Humus zeigte sich eine Sandschicht, die nach der Tiefe hin in Kies überging. Mesolithische Artefakte, wie Stichel, Messerchen mit abgestumpftem Rücken, Schaber, dreiseitige Klingen ohne Retouche usw. fanden sich bis in eine Tiefe von 120 cm, häuften sich aber besonders in etwa 60 bis 80 cm Tiefe.

Während der Ausgrabungen in Egolzwil 2 in den Jahren 1932—1934 wurden unter Leitung von Dr. Reinerth auch Sondierungen in mesolithischen Siedlungen vorgenommen. Auf dem Siedlungsplatz Fischerhäusern wurde eine Fläche von etwa 150 Quadratmetern abgedeckt. Es sollen dabei

anhand von Bodenverfärbungen etwa 35 Wohnbauten festgestellt worden sein. Systematisch wurde das Umgelände des ehemaligen Sees abgesucht und dabei 16 Siedlungsplätze und 12 Einzelfundplätze festgestellt. Da von der Grabungsleitung über die gewonnenen Ergebnisse jedoch keine Publikation erschien, veröffentlichte Frau Dr. Bodmer-Geßner, die bei der Inventarisation der Luzerner Funde vorgefundenen Berichte und Pläne im 40. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte.

Seit der Gründung der Heimatvereinigung des Wiggertales und ganz besonders seit der Eröffnung des Heimatmuseums in Schötz arbeitete dessen Konservator Kaspar Meyer, Lehrer in Schötz, systematisch an der Erforschung des Wauwilermoos-Mesolithikums. Unzählige Male suchte er all die Aecker ab. Mit Umsicht und viel Sachkenntnis orientierte er jung und alt. So gelang es ihm, rings um den See eine treue und aufmerksame Sammlerequipe zu bilden, die mit Sperberaugen die Aecker absucht, und es häuften sich in den letzten Jahren im Museum in Schötz Artefakte und Splitter in gewaltigen Mengen. So kam es, daß das Heimatmuseum in Schötz heute wohl eine der reichsten und wichtigsten mesolithischen Sammlungen der Schweiz besitzt. Es befinden sich da nicht nur ordinäre Funde, sondern auch Prachtsexemplare, denken wir etwa an die einzigartige Harpune, über die Prof. Dr. Emil Vogt im 42. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte berichtete.

Schon 1942 wurde diese reichhaltige Sammlung von Prof. Dr. E. Vogt, Konservator am Landesmuseum, überprüft und sondiert. In den letzten Jahren überarbeitete Dr. René Wyß, Assistent am Landesmuseum, das mesolithische Fundmaterial abermals und sondierte es nach Typen. Eine Geduldsarbeit, wenn man bedenkt, daß viele tausend Funde da sind! Demnächst wird er in einer Publikation der Oeffentlichkeit die Ergebnisse seiner Untersuchungen zugänglich machen. Wie andere Forscher, so stellt auch er fest, daß die mesolithischen Funde aus dem Wauwilermoos der ältesten Epoche des Mesolithikums angehören.

Wieviele Leute wohnten wohl in dieser fernen Zeit um den Wauwilersee? Wieviele Dörfchen schmückten die sanften Ufer? Das läßt sich heute schwer sagen. Man kennt heute 30 Siedlungsplätze, das heißt Plätze, wo sich die Funde besonders häufen. Einzig auf der nördlichen Bergseite, gegen Egolzwil hin, hat man bisher noch keine Wohnplätze festgestellt. Sonst treffen wir mesolithische Funde ringsum und zwar überall auf den sanft ansteigenden Uferstellen außerhalb des Seebeckens. Die zahllosen Splitter zeigen, daß die Mesolithiker hier die Feuersteine zu Werkzeugen verarbeiteten. Die Feuersteine kamen wahrscheinlich durch Handel in die Gegend. Wie sahen diese Leute aus? Waren sie wohl identisch mit der kleinen Frau von Egolzwil, deren Skelett Johannes Meyer im Moos hob? Das sind alles Fragen, die noch der Lösung harren.

Gegenwärtig erstellt der Geometer des Schweizerischen Instituts für Ur- und Frühgeschichte, A. Wildberger, über das ganze Ufergebiet des Wau-

wilermooses einen genauen Kurvenplan und in diesen werden die einzelnen mesolithischen Siedlungsplätze eingezeichnet.

Zum Schluß geben wir noch dem Luzerner Kantonsarchäologen Dr. Josef Speck, Zug, das Wort:

«Noch vor wenigen Jahrzehnten sah sich die schweizerische Urgeschichtsforschung gezwungen, in der zeitlichen Abfolge der prähistorischen Kulturen auf die Rentierjäger der Späteiszeit die Bewohner der jungsteinzeitlichen Pfahlbauten folgen zu lassen. Man war sich jedoch klar, daß die Bauernbevölkerung der Jungsteinzeit unmöglich direkt aus den Wildbeuterkulturen der Gletscherzeit hervorgegangen sein konnte. Es mußte dazwischen eine beträchtliche zeitliche Lücke klaffen, die sich damals anhand von Funden noch gar nicht überbrücken ließ. Erst im Laufe der 20er Jahre wurden Fundgruppen bekannt, mit denen man diese Zeitlücke zwanglos schließen konnte. Als Mesolithikum oder Mittelsteinzeit stellte man die neue Kulturepoche der Alt- und Jungsteinzeit gegenüber. Vertreten war sie fast ausschließlich durch kleine, unscheinbare Silexgeräte, die sich als Ackerlesefunde auf den Randhöhen unserer Seen zu Zehntausenden einstellten. Wie bereits erwähnt, sind gerade vom Wauwilermoos entscheidende Impulse für die Erkenntnis der schweizerischen Mittelsteinzeit ausgegangen. Es war Pater Dr. Emanuel Scherer, der treffliche Kenner luzernischer Urgeschichte, der mit feinem Spürsinn die Silexserien, welche ihm der verdiente Heimatforscher Anton Graf, Schötz, von den Fluren Orbel und Fischerhäusern vorlegte, in mesolithischen Zusammenhang brachte und sie der schweizerischen Fachwelt bekanntgab. Damit war das Eis gebrochen. Nun folgten sich die Entdeckungen analoger Siedlungsplätze an den Klein- und Großseen des Alpenvorlandes Schlag auf Schlag.

Seither sind 30 Jahre verflossen, das Mesolithikum aber, also die Zeitperiode zwischen rund 8000—3000 v. Chr., hat sich einer vertieften Erkenntnis gegenüber merkwürdig abweisend verhalten. Wohl wissen wir heute, daß der mesolithische Mensch Waldjäger und Fischer war, und daß er im Mittelland mit Vorliebe an stehenden und fließenden Gewässern siedelte. Sehr viel mehr läßt sich aus den einförmigen Kleingeräten aus Silex kaum ablesen. Es fehlen uns eben alle jene Gegenstände und Geräte aus Holz, Horn und Knochen, welche das kulturelle Bild anderer urgeschichtlicher Epochen so farbig gestalten. Alle organischen Stoffe, die im feuchten Uferschlamm unserer Seerandsiedlungen beispielsweise so hervorragend erhalten blieben, sind im sandigen, gut durchlüfteten Siedlungsgrund der mesolithischen Wohnplätze dem Zahn der Zeit restlos zum Opfer gefallen. Es ist so gut wie sicher, daß uns der Zufall oder systematisches Absuchen auch einmal einen Siedlungsplatz bescheren wird, wo uns Waffen und Geräte aus organischem Material infolge besonderer Gunst der Verhältnisse überliefert sind. Gerade im Wauwilermoos, das uns dank der wachen Aufmerksamkeit der dortigen Lokalforscher schon so manchen schönen Fund

hergegeben hat, könnte uns ein glücklicher Zufall eines Tages auf die Spur eines derartigen aufschlußreichen Siedlungsplatzes bringen.

Nicht weniger problematisch steht es auch heute noch um die zeitliche Gliederung der Silexgeräte, welche im Wauwilermoos und anderswo Jahr für Jahr herausgepflügt werden. Daß sie zeitlich nicht so einheitlich sind, wie es anfangs scheinen mochte, ist heute unbestritten. Sie aber rein typologisch, d. h. anhand bestimmter Formserien, in Zeitstufen aufzugliedern, will noch nicht einwandfrei gelingen. Es scheint so, als ob alle die von der Forschung heute unterschiedenen drei oder vier typologischen Stufen im Fundgut des Wauwilermooses vertreten sind. Auch hier könnte uns die Neuentdeckung eines Wohnplatzes mit gesicherter mesolithischer Schichtenfolge um einen gewichtigen Schritt vorwärts bringen. Grund genug, daß die Heimatforscher rings um den ehemaligen Wauwilersee in ihrem Forschungseifer nicht nachlassen und auch weiterhin den unscheinbaren Silexgeräten ihre liebevolle Aufmerksamkeit schenken.»

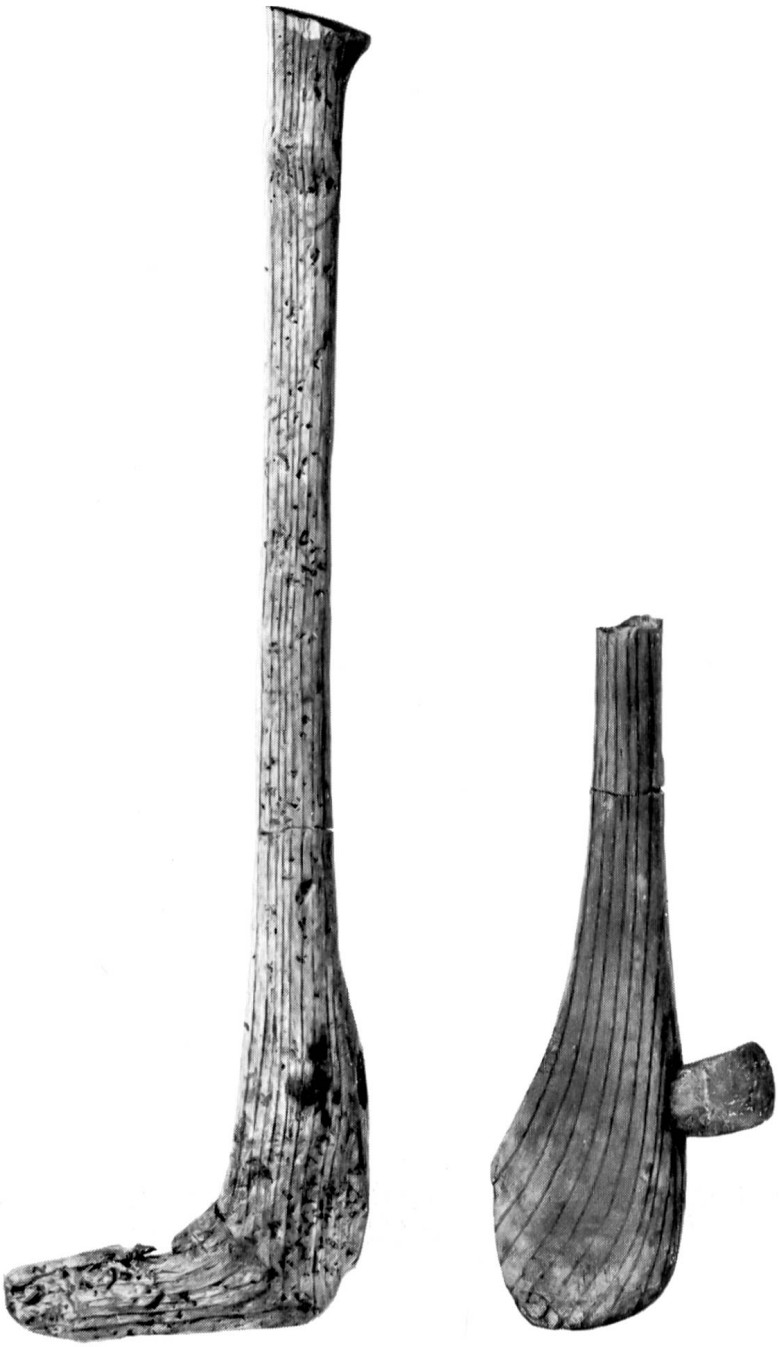
5. Grabhügel oder natürliche Erdhügel?

Es sind nun etwa 40 Jahre her, seit eifrige Heimatforscher auf die zahlreichen Erdhügel aufmerksam wurden, die sich auf den Höhen westlich von Willisau finden, so vor allem im Olisrüti- und im Freienamtlochwald. Sachverständige Urgeschichtsforscher sprachen die Vermutung aus, es könnte sich hier eventuell um Tumuli, also um vorgeschichtliche Grabhügel handeln. Andere erklärten die Entstehung dieser Hügelchen auf natürliche Weise. So ging der Streit hin und her. Im Jahre 1947 führten wir eine erste Sondierung durch im Freienamtlochwald, die aber ergebnislos verlief.

1951 veranlaßte unser Ehrenmitglied Dr. F. Sidler, Apotheker, Willisau, eine neue Sondierung, für die er selber einen ansehnlichen Betrag zur Verfügung stellte, auch die Behörden von Willisau-Stadt halfen finanziell mit. Die Leitung übernahm Karl Keller-Tarnuzzer, der Sekretär der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte.

Mehrere Hügelchen wurden durchschnitten. Dabei zeigte es sich überall, daß auf dem gewachsenen Untergrund eine Erdaufschüttung war. Zum Teil unter dieser Erdaufschüttung, zum Teil darin eingeschlossen, waren Steine und vereinzelte Holzkohlenstückchen. Ein Zufall half dann mit, alles das auf natürliche Weise zu erklären. In der Nähe befand sich der Wurzelstock einer umgestürzten Tanne. Auch dieser wurde durchschnitten und zeigte das ganz gleiche Bild im Innern, wie die andern Hügelchen. So war nun die Erklärung für die Entstehung all dieser Erdhügelchen gefunden. Durch Sturm waren Waldbäume gefällt worden. Mit ihrem Wurzelwerk rissen sie große Erdmassen mit. Diese Erdhaufen fielen dann nach und nach in sich zusammen. Im Windschatten einzelner Erdhaufen machten wohl Waldarbeiter dann und wann Feuer, daher war auch Holzkohle zu finden. Der heutige

Tafel 5. Detail aus dem in Tafel 4 gezeigten Zaunstück: Traggabel mit eingelegtem Eichenbrett. Vergleiche Seite 33.



Tafel 6. Steinbeilschäfte aus Eschenholz. Der eine Schaft ist noch vollständig erhalten. Länge ca. 78 cm. Im Schaftloch des andern steckt noch die Originalbeilklinge. Vergleiche Seite 34.

Tafel 7. Getreidesicheln aus Holz mit schräg eingesetzten Messerklingen aus Feuerstein. Als Bindemittel diente Birkenteerpech. Länge der größeren Sichel ca. 33 cm und der kleineren ca. 23 cm. Vergleiche Seite 34.

Tafel 8. Kochtopf aus grauschwarzem Ton mit zwei breiten Bandösen. Zwischen diesen weist das feinwandige, zum Teil ergänzte Gefäß eine gekerbte Zierleiste auf. Der Topf faßt 3,7 Liter und ist 19,8 cm hoch. Der größte Durchmesser beträgt 20,1 cm. Vergleiche Seite 35.

Zustand der Hügelchen beweist, daß das alles schon sehr weit zurück liegt, darum kann sich niemand mehr an die Entstehung erinnern. Es war also nun erwiesen, daß nicht Menschenhand diese untersuchten Erdhügel geschaffen hat, sondern die Natur selber. Damit ist nun der Streit um diese Tumuli erledigt. Dieser Entscheid ist für die urzeitliche Siedlungsgeschichte des Luzerner Hinterlandes sehr wichtig. Das bedeutet aber nicht, daß das Hinterland in der Frühzeit nicht besiedelt war. Die reiche Besiedlung der Umgebung, besonders des Wauwilerseegebietes, legt nahe, daß auch das Hinterland schon sehr früh von Menschen aufgesucht wurde. Einzelfunde aus der Gegend von Willisau beweisen zum mindesten, daß diese Gegend auch von den prähistorischen Menschen begangen wurde und wir sind überzeugt, daß früher oder später auch in der Gegend von Willisau Siedlungsspuren des urgeschichtlichen Menschen gefunden werden.

6. Verdächtige Funde im Untermoos in Kottwil

Im Untermoos des Alfred Bösch in Kottwil wurden 1934 ein Knochenpfriemen und ein Knochenmeißel gefunden. Da im Acker viel Holzkohle und viele kleine, teilweise bearbeitete Hölzer zu sehen waren, vermutete Anton Graf, es könnte sich ein Pfahlbau in der Nähe befinden. 1924 waren in der nahe dabei liegenden Parzelle der Familie Hunkeler, Wauwil, zwei Einbäume gefunden worden. Einige der gefundenen Holzstücke wiesen auf eine Bearbeitung mit Bronzebeilen hin. Nachdem dann noch in einer bestimmten Tiefe im Torfe zerschlagene Kiesel angetroffen wurden, organisierte Anton Graf eine Sondierung. Es wurden etwa 50 Sondierlöcher gegraben. Man fand aber keine Siedlung. Auch hier zeigten sich wieder ähnliche Gegenstände, wie oben geschildert, die wohl auf eine nahe Siedlung hindeuteten. Im Spätsommer stieß man an der gleichen Stelle beim Torfstechen auf einen bearbeiteten Holzstamm von 7,20 m Länge. Die Längsseiten waren gut behauen. Am dünnern Ende war ein Loch und am dickeren waren zwei Löcher eingestemmt. Graf deutete das Holz als Schwimmbaum. Die Bearbeitungsspuren wiesen auch da auf Bronzebeile hin, ebenso wiesen die untersuchten Pollenproben auf die Bronzezeit hin.

Im Mooslande des Severin Bösch, Kottwil, untersuchte Anton Graf im Sommer 1933 eine merkwürdige Steinsetzung von ungefähr 3 m Breite. Er vermutete, es handle sich um eine früh- oder urgeschichtliche Straße.

7. Die Römervilla auf dem Kottwiler Gütsch

Im Jahre 1876 entdeckten Waldarbeiter auf dem Kottwiler Gütsch eine römische Villa. Anfänglich glaubte man hier nun die Ueberreste der sagenhaften Schnabelburg gefunden zu haben. Die Sage erzählt nämlich, daß von

dieser Schnabelburg hinüber zur Kasteln eine lederne Brücke geführt habe.

Noch im Jahre 1876 ließ der Historische Verein der V Orte an dieser Stelle Grabungen durchführen, über deren Ergebnisse Prof. Bernhard Amberg, Luzern, im Geschichtsfreund, Band 34, eingehend berichtete.

Erst 1913 wurde die Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde wieder auf diese Stelle gelenkt. Der Besitzer riß nämlich damals einen Teil der römischen Mauern heraus, um mit den Steinen die Wege auszubessern. Dabei stieß er auf einen Silberschatz, bestehend aus einer Schnallenfibel und zwei schweren, massiven Armspangen, alles aus reinem Silber. An der gleichen Stelle kamen bald nachher noch andere Funde zu Tage, so ein aus Elfenbein geschnitztes Hündchen, ein Würfel aus Elfenbein usw. Da griff die Luzerner Regierung ein und gebot der wilden Graberei Einhalt. Sie beabsichtigte, die Villa durch Fachgelehrte ausgraben zu lassen. Der dann ausbrechende Weltkrieg verhinderte die geplante Grabung. Der Silberschatz kam in den Besitz des Landesmuseums. Die meisten andern Funde blieben vorläufig Eigentum des Waldbesitzers Christian Rindisbacher, der später nach Sempach übersiedelte. 1949 schenkte er das Hündchen und einige andere Funde dem Heimatmuseum in Schötz.

Am Ende des ersten Weltkrieges grub der Besitzer im Auftrage der Historisch-antiquarischen Gesellschaft von Luzern wieder in der Villa. Darüber können wir einiges lesen im 12. Jahresbericht der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte. Dann blieb es wieder ruhig um diese Römersiedlung.

1949 teilte uns der gegenwärtige Besitzer des Hofes Neuchidli, Eduard Gut, mit, daß die Güterzusammenlegungsgenossenschaft plane, eine Waldstraße durch das Gebiet der römischen Villa anzulegen. Bei einer Begehung des Geländes, an der neben verschiedenen Heimatfreunden auch der frühere Besitzer Rindisbacher und der Präsident der Güterzusammenlegungsgenossenschaft, Franz Kaufmann, teilnahmen, konnte das Terrain der Villa nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden. Darum führten in der Folge Kaspar Meyer, Schötz, und der Berichterstatter mit Hilfe einiger Studenten im fraglichen Gebiet Sondierungen durch. Mit mehreren Sondiergräben wurde das Gelände durchzogen. Auf Mauern stießen wir dabei nicht, wohl aber auf leere Mauergruben. Die früheren Ausgräber hatten also ganze Arbeit geleistet und die Steine der Fundamentmauern bis auf den Grund herausgerissen. Immerhin waren die Mauergruben noch sehr gut sichtbar. Und so erfüllte die Sondierung ihren Zweck doch. Man konnte das Gebiet der Villa wieder genau festlegen. Und dabei zeigte es sich, daß die geplante Straße wirklich mitten durch diese römische Niederlassung erbaut werden sollte.

Der Bau der Straße unterblieb dann, wofür die Leitung der Güterzusammenlegungsgenossenschaft Kottwil den aufrichtigsten Dank aller Heimatfreunde verdient. So bleiben die Ruinen dieser römischen Villa der Nachwelt als Ganzes erhalten und es ist zu hoffen, daß es einmal doch gelingen wird, diese zu erforschen.

8. Spuren der Römer in Oberroth, Großwangen

Im Jahre 1946 begannen einige übereifrige Heimatfreunde aus Willisau bei der Kapelle in Oberroth in Großwangen in den römischen Anlagen eine Sondierung. Rechtzeitig vernahmen wir von diesen Arbeiten und konnten uns einschalten und so doch noch etwas retten für die Wissenschaft.

Die römischen Gebäude in Oberroth sind schon lange Zeit bekannt. Genaueres über die Anlage aber weiß man nicht. Die einen meinen, es sei eine römische Militärstation gewesen, die andern vermuten an dieser Stelle einfach eine römische Hofsiedlung. Welches stimmt? Darüber kann wohl nur eine eingehende Untersuchung Klarheit verschaffen.

Früher hat man in Oberroth eine Münze des Kaisers Domitian gefunden, die in den Jahren 81/82 nach Christus geprägt wurde. Hier wurde ebenfalls eine Münze des Kaisers Marcus Aurelius aus der Zeit zwischen 160—167 nach Christus aufgehoben.

1946 wurde nun nordwestlich von der Kapelle am Abhang ein Sondierschnitt geöffnet. Es gelang dabei, die nördliche Ecke zweier Gebäudefundamente freizulegen, von denen das eine das andere umfaßte. Das heißt, es war also gelungen, die Fundamente eines Gebäudes aus zwei Bauperioden festzustellen. Das beweist wohl vorerst, daß Oberroth ziemlich lange von den Römern bewohnt war. Die Funde, vor allem Ziegelfragmente, kamen ins Heimatmuseum Schötz.

Im gleichen Sondierschnitt deckten wir ein Fundamentstück eines mittelalterlichen Gebäudes ab. Gehört dieses wohl zu dem sagenhaften Kloster, das im Mittelalter hier gestanden sein soll.

Geometer Wildberger vom Schweizerischen Institut für Ur- und Frühgeschichte in Basel zeichnete die genauen Pläne.

1954 stieß man in Oberroth bei der Erstellung einer Wasserleitung auf die alte Römerstraße. Fritz Steiner, Buttisholz, ließ diese photographieren und im Plane festhalten.

9. Ein Alemannengrab in Kottwil

Im Spätsommer 1932 war in den Luzerner Zeitungen folgende Notiz zu lesen:

> «Alemannengrab bei Kottwil. (Mitg. vom Erziehungsdepartement.) Wie Herr Konservator Meyer-Schnyder, Luzern, berichtet, wurde Mittwoch, den 2. August, morgens, bei der Abdeckung einer Kiesgrube bei Kottwil, am Seewagen, ein Alemannengrab entdeckt, das schätzungsweise aus dem 4.—5. Jahrhundert n. Chr. stammt. Links neben dem Skelett enthielt das Grab ein Eisenschwert mit Parierstange und Knauf, Länge 92 cm, einen Eisensporn und ein Kurzmesser. Das Grab lag genau in West-Ost-

Richtung (geostet), 65 cm unterhalb der Oberfläche, in einer kleinen Mulde, besaß eine Länge von 2.20 m und eine Breite von 80 cm. Durch sofortige Bemühungen des Herrn Konservators konnte der wertvolle Fund gerettet werden.

Wie die Leute berichten, sollen daselbst vor einiger Zeit auch große Tierknochen gefunden worden sein, die nach der Beschreibung von einem Höhlenbären oder Mammut herstammen könnten. Diese Funde sind leider nicht beachtet worden und sind verloren gegangen. Da schon vor Jahren in Kottwil ein ganzes, historisches Gräberfeld entdeckt worden ist, darf angenommen werden, daß dort noch weitere Funde entdeckt werden.

Es sei bei diesem Anlasse daher noch besonders darauf hingewiesen, daß von allen derartigen Entdeckungen sofort das Erziehungsdepartement Luzern benachrichtigt werden sollte, das eine sachverständige Prüfung des Fundes in die Wege leitet. Vor allem aber hüte man sich, durch Unvorsichtigkeit den Fund irgendwie zu verändern oder zu zerstören.»

Es konnte also von diesem höchst interessanten Grab nichts anderes gerettet werden, als die Beigaben und die vorhandenen Skeletteile. Eine genaue und sachgemäße Ausgrabung hätte sicher wertvolle Ergebnisse gezeitigt. Wissen wir doch heute, daß Grabuntersuchungen zu den interessantesten Forschungen gehören, sie müssen aber peinlich genau durchgeführt werden. Die Funde gelangten in das historische Museum in Luzern.

Diese Begebenheit zeigte so recht deutlich, wie wichtig die Heimatvereinigung war, die das Volk aufklärte, damit bei Zutagetreten von Funden nicht blind darauf los gewütet wurde.

Daß sicher die Ergebnisse einer wissenschaftlich einwandfreien Grabung höchst interessant gewesen wären, zeigte sich im Spätherbst des gleichen Jahres. Bei weitern Arbeiten in der gleichen Kiesgrube stießen die Arbeiter wieder auf eine Anzahl größerer Steine. Leider merkten sie auch da reichlich spät, daß die Steine in einer gewissen Anordnung dalagen und entfernten daher viele von ihnen. Sobald ihnen aber bewußt wurde, daß die Lage der Steine nicht natürlich war, stellten sie die Weiterarbeit ein. Der Besitzer der Kiesgrube, Anton Bucher in Kottwil, benachrichtigte Anton Graf. Am 16. November gingen wir nach Kottwil. Bucher konnte noch genaue Angaben machen über die Lage der Steine, die bereits entfernt worden waren. Er half auch tatkräftig mit bei der weiteren Untersuchung. Skeletteile oder Grabbeigaben kamen keine mehr zum Vorschein. Dagegen zeigte es sich deutlich, daß die Lage der Steine nicht natürlich war. Nachdem das Ganze abgedeckt und sauber gereinigt war, wurde es im Plane festgehalten.

Die Steinsetzung lag westwärts, etwa 1,50 m von dem im August freigelegten Skelett entfernt. Es zeigten sich noch Teile einer mittleren großen Hauptkammer und anschließend daran zwei gut erhaltene Nebenkammern und eine teilweise erhaltene Nebenkammer. Da auch bei dem im August

abgedeckten Grabe eine künstliche Steinsetzung festgestellt worden war, dürfen wir annehmen, daß jene Steine zu der noch teilweise erhaltenen Mittelkammer gehört haben. Die Steine lagen etwa 100 cm unter der Grasnarbe, eingebettet in Kies und Sand.

Das hätte sicher eine prächtige Sache gegeben, wenn das ganze Areal planmäßig abgedeckt und untersucht worden wäre. Die genaue Lage der Stelle: T. A. Blatt 182, 9 mm von rechts und 15 mm von unten.

10. Das Alemannenhaus in Schötz

In Schötz sollte 1934 eine neue Käserei gebaut werden. Nach langen Verhandlungen einigte man sich, diese auf den Platz zu stellen, auf dem der alte «Güggelihof» stand. Dies war wohl das älteste Bauernhaus der Gemeinde und ging in seinen Grundzügen auf die alemannische Bauart zurück. Da es nun verschwinden mußte, wollten wir es wenigstens im Bilde festhalten. Wir erstellten drei genaue Pläne: Einen Grundriß, einen Längsschnitt und ein Bild der Hauptfassade. Zudem wurden noch zahlreiche Photos gemacht.

Das Mauerwerk des Fundaments bestund zum großen Teil aus Kieselbollen, welche durch Lehmmörtel zusammen gehalten wurden. Auf drei Hochstöden ruhte der sogenannte Galgen, der Balken, der die ganze Dachkonstruktion trug. Die beiden äußern Hochstöde trugen die Klammern noch, das sind die in die Stöde in regelmäßigen Abständen eingelassenen Holzzapfen, die das Hinaufsteigen erleichterten. Die Wände bestanden zum Teil aus Flechtwerkmauern, zum Teil aus Holz.

Das Haus umfaßte vier Wohnungen. Zwei Wohnungen lagen auf der Südseite, bestehend aus je einer Küche, einer Stube und einem Zimmer im Parterre. In der einen Wohnung führte eine Treppe aus dem Zimmer in den obern Stock, in die Kammern. In der andern Wohnung führte die Treppe von der Stube hinauf in die Kammern. Die beiden Küchen waren durch ein etwa 150 cm hohes Feuerwändchen getrennt. Ueber beide Küchen wölbte sich die gemeinsame Hort. Die Wohnungen drei und vier hatten eine gemeinsame Küche, in die ein Eingang von Osten her führte. Zwei Feuerherde waren da. Wohnung drei bestand also aus einer halben Küche, einer Stube und einem Zimmer im Parterre. Aus der Küche gelangte man auf einer Stiege in die Kammern hinauf und auf einer andern in den Keller hinab. Wohnung 4 bestand aus der halben Küche und einer Stube im Parterre. Aus der Stube führte eine Stiege in den Keller, ob auch eine solche in die Kammern hinaufgeführt hat, ließ sich nicht mehr feststellen.

Die Scheune zeigte zwei Stallungen. Sowohl die westliche, wie die östliche Stallung wiesen einen Stall und eine Futtertenne auf. Zu den beiden Stallungen gehörte eine gemeinsame Treschtenne.

Ein Teil einer Flechtwerkwand und einer Hort wurden heraus genommen

und vorläufig bei Anton Graf aufbewahrt, später kamen beide ins Heimatmuseum.

11. Der unterirdische Gang bei der Engelwart in Buttisholz

Anfangs Februar 1950 suchte der Besitzer des Hofes Engelwart in Buttisholz, Kirchenrat Josef Felber-Bisang, besseres Quellwasser. Man grub an einer von einem Rutengänger bezeichneten Stelle. Anstatt Wasser fand man einen bisher unbekannten, unterirdischen Gang.

Der Zufall wollte es, daß man bei der Grabung gerade auf einen ehemaligen Einstiegschacht des gefundenen Ganges stieß. Unter dem Humus gelangte man in einen glimmerhaltigen, weichen Sandstein, der der obern Süßwassermolasse angehört, und der bis zum obern Teil des Stollens reichte. Dort ging der Sandstein allmählich in eine graue Mergelbank über. Die Sohle des Ganges befand sich etwa 5,30 m unter der Grasnarbe.

Vom Einstiegschacht aus verläuft ein Teil des Ganges südwärts oder talwärts in Richtung auf den Hof Engelwart. In dieser Richtung konnte man ihn auf etwa 22 m Länge verfolgen. Eine Einsturzstelle verhinderte das weitere Vordringen. Man stieß da also auf kein künstliches Ende des Ganges. Es zeigte sich schon von etwa 11 m an die allmählich in den Gang gerutschte Schuttmasse, die dann anstieg und bei etwa 22 m bis zur Decke reichte. Der Gang ist ungefähr 2 m hoch und 65 bis 85 cm breit. In diesem Teil ist das Ganggewölbe spitzbogig. Theodor Schweizer von Olten, der den Gang besichtigte, vermutete, daß dieser Teil älter sei als der nördliche. Es ließen sich hier in den Wänden keine Pickelhiebe mehr feststellen, wie sie beim Bau sicher entstanden sein müssen. Im Laufe der Zeit müssen sie verschwunden sein.

Vom Einstiegschacht an nordwärts führt ein weiterer Teil des Ganges. Er zieht sich etwa 35 m bergwärts. Hier verschwindet der Mergel allmählich und am Ende des Stollens zeigt sich nur noch Sandstein. Dieser Teil des Ganges ist noch bis ans Ende vollkommen intakt. Hier sind die Pickelhiebe noch nicht vom Zahn der Zeit zernagt, sondern sind noch gut erhalten. Also muß dieser Teil des Ganges jünger sein als der andere. Schweizer vermutete, daß der alte Sammelgraben ehemals nicht mehr genügend Wasser lieferte. Darum hob man am Ende dieses Stollens einen Schacht aus und verlängerte von da an den Gang bergwärts. Der Einstiegschacht, auf den man gestoßen war, wurde also bei der Erweiterung der Leitung ausgehoben, damit hier das Material besser an die Oberfläche gebracht werden konnte. Schweizer schätzte den Altersunterschied etwa auf 200 bis 300 Jahre und möchte die ältere Anlage ins 14. bis 15. Jahrhundert ansetzen und die Verlängerung ins Ende des 17. Jahrhunderts.

Der Gang selbst weist links und rechts in Brusthöhe im Abstande von etwa 50 cm sogenannte Lampennischen auf. In ihnen wurden offenbar zur Zeit der Erstellung Lichter aufgestellt. In diesen Nischen und an den Wän-

den und Decken hafteten häufig verkohlte Kirschensteine und Teile von solchen. Den Verlauf des Ganges konnte man talwärts auch an der Oberfläche verfolgen, indem Einsenkungen auf ihn hinwiesen. So scheint er in gerader Richtung zum Hofe Engelwart zu führen, was immerhin eine Gesamtlänge von etwa 150 m ergibt. Sicher war dieser Gang als Wasserleitung erbaut worden, und zwar als Leitung, die auch in Kriegszeiten gesichert war. Ein unterirdischer Fluchtgang war er nie. Wenn wir nun diese gewaltige Arbeit in Betracht ziehen, dann kommen wir zur Ueberzeugung, daß ein begüterter Auftraggeber, vielleicht auch mehrere, hinter dem ganzen Werke standen. Der Hof Engelwart war früher Sitz der Ministerialfamilie von Engelwartingen, die im 14. Jahrhundert eine bedeutende Rolle spielte. Ob diese Familie Auftraggeber war? Im Hause der Familie Felber zur Engelwart befindet sich heute noch ein gewölbter Keller, der vielleicht ein Ueberbleibsel des burgähnlichen Gebäudes, eines sogenannten «Festen Hauses» ist. Daß die Leitung gegen die Engelwart hin lief, beweist auch noch die Tatsache, daß man in den dortigen Kellern immer starken Wasserdruck feststellte, was erst aufhörte, als man das Wasser ringsum durch eine Kanalisation auffing.

In der Nähe befanden sich übrigens auch die festen Häuser zu Tannenfels, zu Gattwil, zu Luternau usw. War der Gang ein Gemeinschaftswerk aller dieser Familien? Das zu entscheiden, wird schwierig sein, solange man den Gang nicht weiter verfolgen kann. Der Stollen wurde durch Geometer Kunz in Ruswil vermessen und im Plane festgehalten. Er wurde auch nivelliert und dabei zeigte es sich, daß er tatsächlich ein Gefälle gegen die Engelwart aufweist, was ausschließt, daß im Einstiegschacht das Wasser zusammenfloß und dann von hier an die Oberfläche geschöpft wurde.

Wir zogen als Experten den aargauischen Kantonsarchäologen Dr. R. Bosch, den Luzerner Geologen Dr. J. Kopp und Theodor Schweizer aus Olten, den weitbekannten Forscher zu. Sie alle kamen auch zum Schluß, daß es sich nicht um einen Fluchtgang handelte, sondern um eine mittelalterliche Wasserleitung.

Die Firma Aregger, Baugeschäft in Buttisholz, erstellte im Einstiegschacht über dem Felsen eine armierte Betonplatte und setzte darauf zwei Zementröhren mit 80 cm Lichtweite auf. So kann dieser unterirdische Gang jederzeit besucht werden.

12. Die Kapelle zu St. Johannes dem Evangelisten in Niederschötz

Eine Kirche zu Schötz wird erstmals am 3. August 1309 urkundlich erwähnt, während von einem Priester zu Schötz bereits 1275 berichtet wird. Am 23. März 1357 hören wir von zwei Heiligtümern in Schötz, nämlich einem in Oberschötz, das den heiligen Stephanus und Mauritius geweiht war, und von einem in Niederschötz, in dem der heilige Johannes der

Evangelist verehrt wurde. Am 5. Februar 1427 schenkte der Edelknecht Heinrich von Wilberg die Kapelle zu Niederschötz dem Kloster St. Urban. Am 15. Juli 1438 bestätigte Bischof Heinrich von Konstanz diese Schenkung. Auch die Kapelle in Oberschötz kam 1440 an St. Urban.

Die Kapelle in Niederschötz ging im Verlaufe des 16. Jahrhunderts ein, wann weiß man nicht genau. 1519 wird sie noch mit der obern Kapelle und jener von Burgrain erwähnt. In einem Bericht an die Regierung unterm 30. September 1657 schreibt Abt Edmund von St. Urban, die Kapelle zu Niederschötz sei nicht mehr, es seien zwar noch einige Anzeichen vorhanden. Und am 26. Februar 1660 wird in einer Urkunde festgehalten, daß vor langer Zeit zwei Altäre aus einer abgeschlissenen Kapelle in die Kapelle des heiligen Mauritius transferiert wurden. So war also das Heiligtum des heiligen Johannes damals schon längere Zeit verschwunden.

Anfangs des neunzehnten Jahrhunderts stieß man bei Bodenarbeiten unversehens wieder auf die Ueberreste dieser Kapelle. Man legte eine breite steinerne Treppe frei und hob viele menschliche Skelette. 1841 deckte der Besitzer des Landes abermals Teile dieser abgegangenen Kirche ab. Der damals in Schötz als Gemeindeschreiber amtierende J. P. P. Bucher-von Esch, der fleißige Erforscher der Geschichte von Schötz, notierte eingehend alles, was zutage trat. Den Standort bestimmte er wie folgt: Ungefähr 40 Schritte vom Dorfbach entfernt, westlich vom Wirtshaus (Im Hause, das heute die Familie Julius Greber bewohnt, war früher eine Wirtschaft, wenn ich mich nicht irre, hieß sie «Sonne»[9].)

1954, als die Metzgerei Furrer erweitert wurde, stieß man wieder auf die Fundamentmauern dieser Kirche. Leider erfuhren wir zu spät davon, und als wir auf den Platz kamen, waren die Mauern bereits verschwunden. Die Arbeiter konnten aber noch ziemlich genaue Angaben machen, und Geometer X. Süeß, Dagmersellen, erstellte anhand dieser Aussagen einen Situationsplan. So konnte wenigstens der genaue Standort festgehalten werden. Heute weiß man nun folgendes: Die Kapelle war mindestens 17,5 m lang und 7 m breit. Das Chor war ungefähr 6 m (20 Fuß) breit und 3 m (10 Fuß) lang. Auf der Nordseite des Chores erhob sich der quadratische Turm von 3,60 m (12 Fuß) Seitenlänge. Auf der Südseite des Chores befand sich die Sakristei. Die vielen Skelette, die man früher schon fand und die auch 1954 wieder zutage traten, beweisen, daß bei diesem Gotteshaus auch Beerdigungen stattfanden.

Da nun das Areal dieses ehemaligen Heiligtums so ziemlich überbaut ist, wird man wohl kaum mehr weitere Einzelheiten feststellen können.

13. Eine Taunerwohnung in Niederwil[10])

Im Mai 1933 untersuchte Anton Graf mit einigen Freunden die Ueberreste einer Taunerwohnung neben dem Fluhkeller der Familie Schär in Nieder-

wil/Ohmstal. Es war allerdings nur noch die Felsennische, die wohl als Küche gedient haben mag, vorhanden. Von dem hölzernen Vorbau war nichts mehr zu sehen. Oben im Felsen waren links und rechts der Nische noch zwei Pfostenlöcher sichtbar, in die wohl der Querbalken eingelegt gewesen war, der ehemals als Träger des Daches gedient hat, das den Vorbau deckte. In der Felsennische selber fanden sich eine ältere und eine jüngere Feuerstelle. Die jüngere zeigte eine kleine Feuergrube mit einem Rauchabzug. Seitlich dieses Rauchkanals waren noch die in den Felsen eingetieften Löcher sichtbar, in die der Quersparren gelegt wurde, an dem dann mittels einer Kette der Kochtopf über dem offenen Feuer aufgehängt wurde. Ueber das Alter dieser Wohnstätte läßt sich nichts sagen.

14. Ein sicheres Versteck in Dagmersellen

Im Sommer 1938 brannte in Dagmersellen das alte, sogenannte «Ziegelhaus» ab. Anfangs Herbst begann man mit dem Neubau. Von einem Arbeiter, der hier beschäftigt war, wurde ich auf einen merkwürdigen Sandsteinblock aufmerksam gemacht, der in der Fundamentmauer des alten Hauses eingelassen war. Ein Augenschein an Ort und Stelle ergab folgendes:

In der Kellermauer gegen die Kantonsstraße hin war ein grünlicher Sandsteinblock eingelassen, der 80 cm lang und 55—65 cm hoch und breit war. Auf der Kellerseite war in diesen Block hinein ein Kasten ausgehauen, der 30 cm hoch, 35 cm breit und 35 cm tief war. Die Wände waren vorn noch etwa 12 cm dick. Die außen an der rechten Wand noch vorhandenen Türangeln zeigten, daß der Raum ehemals mit einem Türchen verschlossen werden konnte. In der Mitte des Kastenbodens war ein quadratisches Loch, dessen Seiten 10 cm maßen. Etwa 20—25 cm unterhalb dieses grünen Sandsteinblocks war eine etwa 50 cm lange, 30 cm breite und 8 cm dicke, etwas rötliche Steinplatte in der Mauer eingelassen.

Da die Mauer niedergerissen werden mußte, wurde nun auch der Sandsteinblock zertrümmert. Da zeigte es sich, daß unter dem quadratischen Loch des Kastenbodens ein Topf eingemauert war, der seinerseits auf der rötlichen Steinplatte stand. Er war leider leer, sonst hätte man gleich gesehen, für was er einst gedient hat.

Stellen wir uns nun vor, daß dieser Block samt dem Topf in einer finsteren Kellerecke sich befand, stellen wir uns ferner vor, daß gerade in dieser Ecke vielleicht ehemals allerhand Geschirr stand, oder ein Gestell für Obst oder andere Sachen oder sogar Fässer, dann war dies ein Geheimfach, das für Nichtkenner unauffindbar war, also ein Versteck, in dem wohl ehemals Wertsachen sicher aufbewahrt werden konnten. Das in den darunter eingemauerten Topf führende Loch konnte wahrscheinlich auch verschlossen werden, so daß — wer schon den Kasten fand — nicht auch unbedingt den Topf entleeren konnte[11]).

14. Kleinere Arbeiten

Neben diesen größeren Arbeiten wurden noch eine ganze Anzahl kleinere ausgeführt. Nennen wir noch einige davon:

a) In den Weihnachtsferien 1949 sondierten einige Schötzer Heimatfreunde im Pfahlbau Egolzwil 1, wobei sie zahlreiche nette Funde ernteten, wie Steinbeile, Schaber, Messer, Pfeilspitzen, Topfscherben usw.

b) Beim Fundamentaushub für das neue Schulhaus auf der Hofmatte in Schötz stieß man im Sommer 1955 auf spätbronzezeitliche Topfscherben. Der Kantonsarchäologe, Dr. Josef Speck, hob die Scherben und untersuchte den Platz sorgfältig. Offenbar war hier ehemals eine bronzezeitliche Siedlung, was man noch fand, war aber nur mehr eine Randpartie davon, der größere Teil war durch den Bagger bereits weggeräumt.

c) Auf der Kammern in Buchs stellte man 1939 mit einem Sondierschnitt fest, daß noch starke Mauern der Römervilla im Boden sind. Auf den Aeckern wurden Mosaiksteinchen zu Hunderten, sodann Topfscherben und Terra-sigillata-Scherben, ein Schlüssel und allerart Ziegelfragmente zusammen gesucht.

d) 1957 suchten einige Schötzer nach der in der Urkundensammlung von Gemeindeschreiber Bucher erwähnten Römersiedlung auf dem Kirchberg bei Schötz. Leider erfolglos!

e) Vor einigen Jahren suchten ebenfalls einige Schötzer in der Rumi in Dagmersellen nach den Ueberresten der römischen Villa.

f) Kleinere Sondierungen führten wir auch in den Refugien Gäitschiflüehli und Stößelhubel in Dagmersellen durch. Im Bereiche des letztern fanden wir ein Feuersteinmesserchen.

g) Im Buchwald auf dem Buttenberg in Schötz untersuchten Anton Graf und einige Freunde 1933/34 eine Befestigungsanlage, die aus Gräben und Wällen bestand, zeitlich aber nicht bestimmt werden konnte.

h) Im Gehöft des Gemeindeammanns Steiner in Dagmersellen konnte 1938 Sekundarlehrer Felber, Dagmersellen, Mauerreste und den ehemaligen Burggraben der sogeannten «Trostburg» feststellen.

i) Im Laufe der Güterzusammenlegung in Schötz kam das sagenumwobene Hostrischäppeli mitten in einen Acker zu stehen. Es mußte versetzt werden.

Die Sage erzählt, daß der Schmied von Schötz eine Tochter hatte, die ebenso schön wie leichtsinnig war. Einst ließ sie sich von einem flotten Reiter entführen. Der verwandelte sie in ein Pferd und ritt mit ihr vor des Vaters Schmiede. Wie der Vater nun auftragsgemäß die Hufe des Pferdes mit neuen Eisen beschlug, begann das Pferd zu reden. Jetzt merkte der Schmied, was geschehen war. Mit Weihwasser wollte er den Zauber lösen. Doch der Reiter war schon aufgestiegen und trabte los. Einige Tropfen Weihwasser trafen ihn und er versank augenblicklich im Boden. Das Pferd galoppierte weiter. Die Leute rannten ihm nach. Auf der Höhe des Hostris erreichten sie das Pferd und konnten es mit Weihwasser besprengen. Auch es versank sofort im Boden. An dieser Stelle wurde die oben genannte Kapelle erbaut.

An dieser Kapelle vorbei führte der alte Kirchweg von Schötz nach Ettiswil, denn der obere Teil von Schötz war bis zur Gründung der Pfarrei Schötz nach Ettiswil pfarrgenössig. So ist es begreiflich, daß die Versetzung der Kapelle einer heftigen Diskussion rief. Wir konnten dann vermittelnd in den Streit eingreifen. Als der Besitzer sich bereit erklärte, etwas nördlich im gleichen Landstück den nötigen Platz für die Kapelle zur Verfügung zu stellen, war das Problem gelöst. So steht die Kapelle heute an der gleichen Straße und leuchtet wieder recht freundlich aus dem dunklen Grün der Hecke.

Das wären nun einige Angaben über mehr oder weniger wissenschaftliche Arbeiten der Heimatvereinigung. Es wurde noch viel anderes getan, besonsonders waren es auch Ortsgruppen und Einzelpersonen, die kleinere Forschungen unternahmen. Wir können hier unmöglich auf alles eintreten. Man möge diese Unterlassung dem Berichterstatter verzeihen.

Zu erwähnen wären noch verschiedene wissenschaftliche Exkursionen mit Fachleuten, so mehrere Begehungen im Luzerner Hinterland, oder aufs Gäitschiflüehli in Dagmersellen oder auf die Kammern in Buchs, usw.